

I

25232

STUDIENBIBLIOTHEK KLAGENFURT

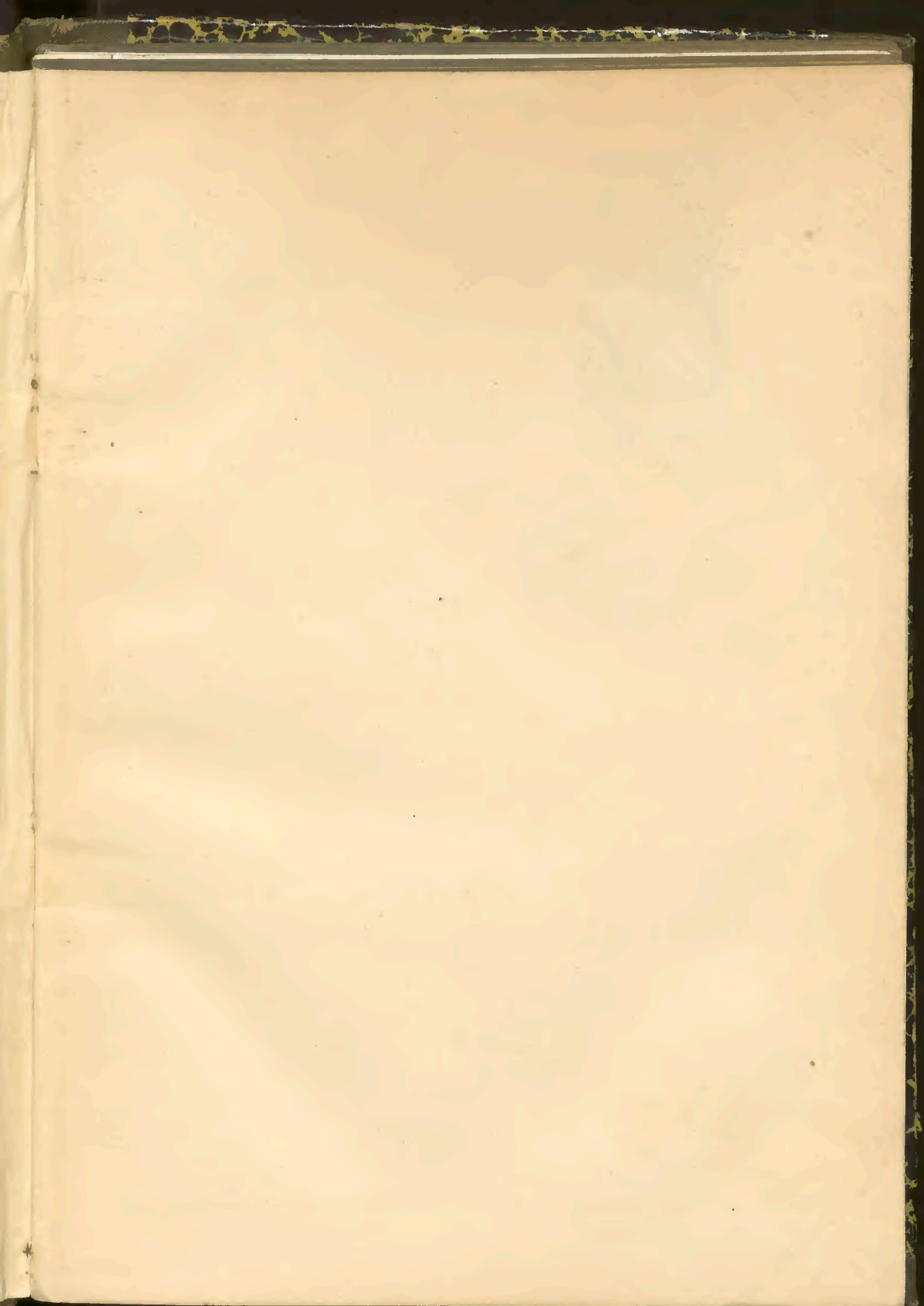
M A X P I R K E R

Die Zukunft der deutschösterreichischen Alpenländer



AMALTHEA-VERLAG

ZÜRICH · LEIPZIG · WIEN





AMALTHEA-VERLAG
ZÜRICH-LEIPZIG-WIEN

UB KLAGENFURT



+L67515200

M A X P I R K E R

DIE ZUKUNFT DER
DEUTSCHÖSTERREICHISCHEN
ALPENLÄNDER



1919

A M A L T H E A - V E R L A G
ZÜRICH LEIPZIG WIEN

I 25d 3d

25232

102 g 186

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1919 by Amalthea-Verlag, Zollikon-Zürich.
Druck: Christoph Reisser's Söhne, Wien V.

Chamon 8.80 Kr

Erstes Tausend

VORWORT

Eine Schrift über die Zukunft der deutschösterreichischen Alpenländer bedarf keiner Rechtfertigung. Denn die Neugestaltung unseres Staates hat die Alpenländer zu dem wesentlichsten, ja fast ausschlaggebendsten Teil dieses Staates gemacht. Wien, das sich bisher mit Vorliebe nach Norden und Osten orientiert hatte, ist von dort abgesperrt. Mögen sich, wie wir hoffen, auch bald völkerrechtlich geordnete Beziehungen zu den ehemaligen Reichsgenossen entwickeln, so wird doch das deutschösterreichische Alpenland der Hauptstadt näher liegen als die fremdstaatlichen Gebiete — sie wird auf die alpenländische Intelligenz dieselbe Anziehungskraft ausüben müssen wie bisher auf die sudetenländische und wird sich mehr als bisher auf alpenländische Interessen einstellen müssen, um manche Verstimmungen und Vorurteile zu beseitigen. Zunächst aber ist der südliche Rand dieser Alpenländer in Tirol, Kärnten und Steiermark bedroht, und daher gelten die folgenden Betrachtungen zunächst nicht sosehr der zukünftigen als der gegenwärtigen überaus traurigen Lage dieser Länder und den

historischen Voraussetzungen der nationalen Besitzverhältnisse. Gilt es doch manche, geschickt vor das europäische Forum gebrachte Geschichtsfälschung zu entkräften und die europäische Öffentlichkeit über die wahre Lage der Dinge zu unterrichten. Lange genug hat man von unserer Seite geschwiegen, während die italienischen und jugoslawischen Forderungen längst vor aller Welt erhoben worden sind. Daß mich bei diesen Feststellungen keinerlei Chauvinismus leitet, sei ausdrücklich hervorgehoben. Ich habe schon während des Krieges getrachtet, mir den unbefangenen Blick auf die europäischen Verhältnisse zu wahren und habe die wenigen Stimmen der Menschlichkeit in der in- und ausländischen Literatur mit Freude gebucht. Aber die jugoslawischen Gewalttaten in meiner kärntischen Heimat und in Steiermark haben nichts mit dem neuen europäischen Geiste zu tun, nichts mit den glühenden Hoffnungen jener, die eine neue, bessere Weltordnung aus dem Geiste der Demokratie erwarten. Sie sind und bleiben Gewalttaten, wozu die extrem-nationalen Forderungen ebenso konsequent führen als die extrem-sozialen, wie die Verhältnisse in Deutschland zeigen. Ihnen gegenüber gilt, wenn das Wort und das Argument versagt, die entschlossene Tat: das kleine Kärnten hat der Welt das ergreifende Schauspiel der Selbsthilfe gegeben, und die Welt, zwar abgestumpft durch das vierjährige Morden, wird diesem durch jugoslawische Gewalttaten heraufbeschworenen Nachspiel des Krieges nicht ohne Teilnahme zugesehen haben: ist es doch ein Kampf um das vielberufene Selbstbestimmungsrecht. Ist uns erst dieses gewährleistet und sind unsere Grenzen gesichert, so können wir daran gehen, das Haus wohnlich einzurichten. Auch hier werden die Alpenländer ein gewichtiges Wort mitzureden haben. Zunächst sind sie mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, die wir in unseren Ausführungen über die alpenländischen politischen und kulturellen Probleme zur Darstellung bringen. Wir sehen nun in diesen Problemen wichtige

Zukunftsfragen der Alpenländer und zugleich auch Wiens und haben hier eine Reihe von Wünschen, Anregungen, Beschwerden vorgebracht, manches getadelt, aber vieles auch freudigen Herzens gelobt. Wir dienen keiner Partei, außer der des Geistes, von der man im alten Österreich recht wenig spürte. Und die wenigen hatten kein Herz für die »Provinz« — hat doch einer der klügsten Köpfe unter den jüngeren Wiener politischen Schriftstellern, Robert Müller, in seinem Buch »Österreich und der Mensch« (Berlin, S. Fischer) die verblüffende Meinung geäußert, man gehe nur in die österreichischen Provinzstädte, wenn man erotische Abenteuer suche. Aber ein Körnchen Wahrheit liegt in dem Paradoxon: man fühlt sich, wenn man aus Wien kommt, der Verpflichtung enthoben, die Städte und Menschen jenseits des Semmering um ihr Eigenleben zu befragen, man begnügt sich mit den allgemeinen Gaben der schönen Alpennatur und dringt nicht weiter in die soziale, politische und geistige Struktur dieser Länder und Städte ein. Aber heute sind die alpenländischen Probleme zugleich deutschösterreichische Lebensfragen und haben daher Anspruch auf weiteste Beachtung. Nicht ohne Absicht ist neben diese politischen und wirtschaftlichen Fragen auch das von Berufspolitikern meist vernachlässigte geistige und künstlerische Leben mit seinen Voraussetzungen und Forderungen gerückt worden: es muß mit der hochmütigen Ausschaltung dieser wichtigen Dinge durch politisch einflußreiche Banausen ein- für allemal aufgeräumt werden. Hermann Bahr hat in seinem schönen Stifterbuch (Amalthea-Verlag, 1919) gezeigt, daß der von vielen so gefürchtete Geist als Geist unserer angestammten Art sich manifestieren könne, und in diesem Sinne habe ich einige alpenländische Gestalten im flüchtigen Schattenriß heraufbeschworen: den edlen, hilfsbereiten kärntischen Freiherrn v. Herbert, den zornig gegen die vormärzliche Bureaukratie wetternden Viktor v. Andrian-Werburg und endlich die teure Gestalt Peter Roseggers, dessen politisches Testament, ganz in seiner

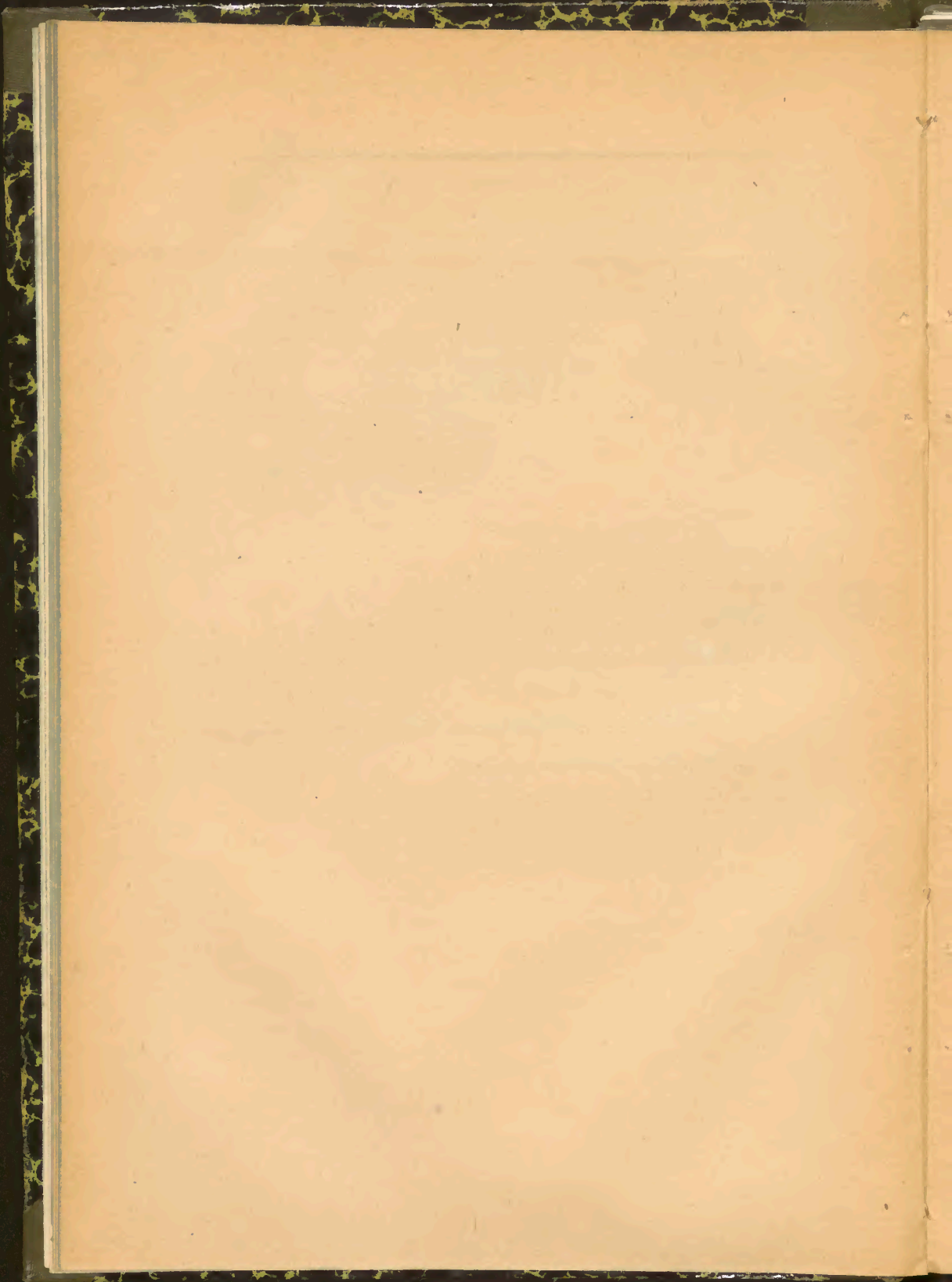
versöhnlich-milden und doch festen Art, in seinen Briefen an den kärntischen Abgeordneten I. W. Dobernig niedergelegt erscheint. Diese Gestalten seien als Protagonisten alpenländischen Geisteslebens zugleich Vertreter dreier Generationen, die alle drei abgeschlossen hinter uns liegen, deren Erbe wir aber noch nicht angetreten haben. Ob es das neue Geschlecht, das in den Alpenländern heranwächst und das ihr Geschick bestimmen wird, überhaupt antritt — das vermag niemand zu sagen. Den Bestrebungen auch dieser Jugend gerecht zu werden, ist ein wesentliches Ziel dieser Schrift.

Wien, im Jänner 1919.

DR. MAX PIRKER.

INHALT

Vorwort	5
Tirol	11
Kärnten	24
Steiermark	51
Alpenländische Kulturpolitik	69
1. Wien und die Alpenländer.	
2. Politische und wirtschaftliche Probleme in den Alpenländern	
3. Der neue alpenländische Geist.	



TIROL

In seinem heute so prachtvoll unzeitgemäßen Aufsatz »Das Deutschtum in Südtirol« hat unser Ferdinand Kürnberger, dessen Freimut leider so ganz ohne Nachfolge geblieben war, im Jahre 1874 die prophetischen Worte niedergeschrieben: »Heute ist Tirol einem Schiffe gleich, wovon die Hälfte unter Wasser geht. Die feindlichen Wellen spülen darüber hin, das Schiff kann sinken.« Ich sage: unzeitgemäß, weil der verehrte Mann sich noch mit der Kurie von Trient herumschlug, weil er sich auf die deutschen Bauern der Sette commune und der Duodeci commune berief — Dinge, auf die wir bereits verzichten gelernt haben. Wir glauben Kürnberger gerne, daß er dort alte Leute traf, deren Dorfmarken noch vor vierzig oder fünfzig Jahren — also in der Blütezeit des franziszeischen Systems, das keine Nationalitäten, sondern nur allergetreueste Untertanen kannte — deutsch waren und die die amtlich geförderte Verwelschung selbst bedauerten. Die Kaiser Franz'sche Bureaukratie fand es eben äußerst »unkommod«, daß sie den eigensinnigen Bauern der »Sieben Gemeinden« in deutscher Sprache

amtieren sollte, da sie doch ringsumher italienisch amtierte. Und man fand es bis in die neueste Zeit »unkommod«, daß es Ladiner gab, die zwar romanischen Stammes, doch bei ihrer ausgesprochen tirolertreuen Gesinnung keine Neigung zum Anschluß an Italien haben. Während die umfassende »Ethnographie der österreichischen Monarchie« (Wien 1857) des Karl Freiherrn von Czörnig noch strenge zwischen einer deutsch-italienischen und einer deutsch-ladinischen Sprachgrenze unterschied, machten die Volkszählungen der Jahre 1890, 1900 und 1910 und die Mitteilungen der k. k. Statistischen Zentralkommission zwischen den Italienern und den rätoromanischen Ladinern keinen Unterschied, so daß man heute gar nicht in der Lage ist, den ladinischen Prozentsatz der Tiroler Bevölkerung genau anzugeben. Aber man dürfte die Zahl der noch nicht italienisierten, an ihrem rätoromanischen Volkstum festhaltenden Ladiner — und nur um diese handelt es sich — mit annähernd 20.000 Seelen beziffern: gewiß in Anbetracht der Zahlen, die bei den Friedensverhandlungen in Frage kommen werden, kein hoher Posten, aber für die prinzipielle Frage des Selbstbestimmungsrechtes von großer Bedeutung. Von größerem und größtem Belang aber ist das durch die italienische Besetzung in Frage gestellte Schicksal Deutschsüdtirols mit den deutschen Sonnenstädten Bozen und Meran, bei deren Klang unser großstadtmüdes Herz rascheren Takt schlägt. Denn ob in dem italienischen Urtext des im April 1915 der österreichisch-ungarischen Regierung überreichten Aide-Mémoires unter »La Chiusa« der Ort Klausen oder die Talenge verstanden ist, die von Klausen bis knapp vor Bozen reicht, ist für die Kardinalfrage gleichgültig. Diese an die noch unbesiegte, zu Konzessionen bereite Monarchie gestellte Forderung, deutsch-tirolisches Gebiet preiszugeben, erweckt Befürchtungen, daß der durch die Gesamtlage automatisch siegreich gewordene Italiener kaum weniger fordern wird. Allerdings hat das demokratische Gewissen der Welt seither einige

Fortschritte gemacht und wenn die Tiroler wie ihre kärntischen Nachbarn ihre Angelegenheit vor das Forum Europas bringen, so wird das neuerwachte europäische Gewissen sich gewiß zu ihren Gunsten regen — auch wenn dessen einziger Anwalt der amerikanische Präsident sein sollte.

Die Tiroler haben es ja um vieles leichter: sie waren von den österreichischen Alpenländern immer die westlichsten, europäischesten, gerade in ihrer von Spöttern zu Unrecht getadelten europafernen Eigenart. Während in den östlichen Alpenländern die Germanisierung im Kampf mit den Slawen erfolgte, die antike Tradition bis auf die Ruinen der Römerstädte und Straßen spurlos versank, folgte in Tirol unmittelbar auf die römische Herrschaft die bayrische und niemand wird ernstlich daran denken dürfen, einen 1400jährigen Kulturprozeß zu revidieren. Denn so lange ist Bozen eine deutsche Stadt, uralte deutsche Ortsnamen im Bozener Kessel und im Pustertal beweisen bayrische Siedelungen, seit dem Jahre 770 wurden auf den Bischofstuhl von Säben, der Vorgängerin von Brixen, Deutsche berufen, und Karl der Große unterstellte das Bistum, das bisher zu Aquileia gehört hatte, der Metropole Salzburg. (Votolini, »Die Deutschen in Südtirol«, Österreichische Rundschau LVII, 6.) Im Laufe des Mittelalters breitete sich die deutsche Einflußzone auch südlich von Bozen aus, die berühmten Weindörfer Tramin, Kaltern, Eppan wurden von deutschen Bauern besiedelt. Und wie im Tal, so auf den Bergen: die vier Dörfer des Nonsberges: St. Felix, Laurein, Proveis und Unsere liebe Frau im Walde, die kürzlich aus dem Schweigen, in das das besetzte Südtirol versunken ist, einen Notschrei ausstießen, waren deutsche Vorposten auf dem östlichen Etschufer. Wir wollen nur als historische Tatsache melden, daß auch Trient im Mittelalter durch Bergleute, Handwerker mit ihren Zünften und Innungen ein deutsches Antlitz hatte, ja, daß den Deutschen zwei von den sechs Ratstellen

im Stadtrate eingeräumt und seit dem 14. Jahrhundert fast durchwegs Deutsche auf den Trienter Bischofstuhl berufen wurden. Dies alles ist Historie — so wie die deutsche Vergangenheit von Görz Historie ist — oder eigentlich die bikulturelle, furlanisch-deutsche, die nach F. X. Zimmermanns aufschlußreichen Forschungen für die Görzer Geistesgeschichte charakteristisch ist. Wie der Görzer Adel und die ihm nahestehenden Intellektuellen, so wurde auch der Südtiroler Adel durch Verpuppung mit deutschtirolischen Geschlechtern bikulturell, italo-deutsch, und aus dem Geschlecht der Südtiroler Grafen Lodron-Laterano ist der große Salzburger Erzbischof Paris Lodron hervorgegangen, dessen Andenken noch heute in den Alpenländern ein gesegnetes und vielgenanntes ist. Aber man hatte »oben« für die weltbürgerliche Weite einer Doppelkultur wenig Verständnis und so starb der Typus dieser seltenen Männer langsam aus, die von Kindheit an neben der Sprache und Kultur ihres stammhaften Romanentums auch in deutscher Atmosphäre aufwuchsen, die zeitlebens in dieser bikulturellen Wesenheit verharrten und die wirklich ein wenig dem altösterreichischen Menschheitsideal nahekamen, da in ihnen wenigstens zwei Wesens- und Bildungselemente, das deutsche und das romanische, in einer höheren Einheit aufgingen. Heute wird man in dem auch äußerlich ganz italienischen Trient vergeblich nach solchen Menschen suchen, die letzten zweisprachigen Bischöfe waren im 16. Jahrhundert Bernhard v. Cles und die Bischofsfamilie der Madruzz, die bereits rege Beziehungen zu Italien unterhielten und das des Luthertums verdächtige deutsche Element ausschalteten. Der im 17. Jahrhunderte verwelschte Innsbrucker Hof, das Trienter Priesterseminar, die Accademia degli Agiati in Rovereto — alle diese treibenden politischen, sozialen und geistigen Kräfte gipfelten in der 1790 zum erstenmal auf dem Innsbrucker Landtag ausgesprochenen Forderung' der Trennung vom deutschen Tirol mit Zu-

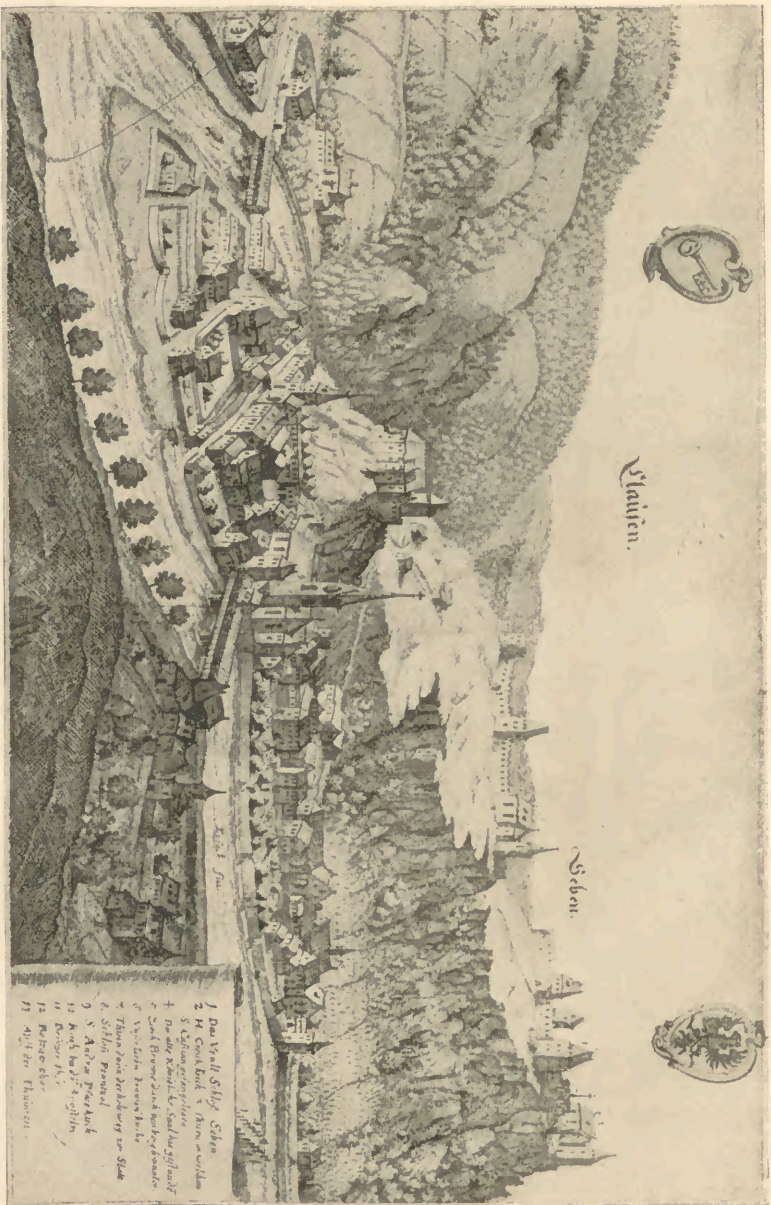
rückdrängung der deutschen Sprachgrenze bis zur Salurner Klause (Votolini, »Die Deutschen Südtirols«, a. a. O.). Das deutsche Leben Bozens, des Eisack- und Etschtales nördlich dieses auch heute noch geltenden Grenzortes war stark genug, sich zu behaupten, die regen Handelsbeziehungen Bozens zu Süddeutschland reichen bis ins frühe Mittelalter, deutsches Recht war hier maßgebend und deutsches Geistesleben blüht im Minnesang des Leutold v. Säben und Oswald v. Wolkenstein auf, mag es auch dahingestellt bleiben, ob Walter von der Vogelweide dem Vogelweider Hof am Lajener Ried entstammte. Jedenfalls steht Natters Meisterwerk am Waltherplatz zu Bozen mit mindestens demselben Recht dort, als der übrigens herrliche Dante auf dem Bahnhofplatz in Trient.

Und der deutsche Kaufmann wie der deutsche Dichter sind Bozen treu geblieben bis auf den heutigen Tag. In der Neuzeit entwickelte sich die Bozener Messe zur wichtigsten Austauschstelle zwischen dem italienischen und süddeutschen Handel, Geschäftsleute aus den süddeutschen Reichsstädten, Beamte aus den österreichischen Vorlanden kamen ins Land, es entwickelte sich ein reiches, auch auf dem Lande, vor allem auf dem herrlichen Ritten ansässiges Patriziat. Ich habe unvergeßliche Ostertage und Herbstwochen in diesen gastfreien Kreisen verlebt und prachtvolle, allen geistigen und künstlerischen Interessen leidenschaftlich zugewandte Menschen, namentlich unter den Frauen, kennen gelernt. Durch Rebengehänge geht es hinauf in die Region der wundervoll hellen Lärchenwälder, die dem Bozener Ritten soviel Freudigkeit verleihen. Seit dem 17. Jahrhundert verbringen die Bozener Handelsherren und ihre Familien jahraus, jahrein ihren Sommer am Ritten. Jede Familie hat ihren Ansitz, ihr wohlgeordnetes Hauswesen, sie ist heroben gerade so eingerichtet wie in der Stadt, nur freier, heiterer als in den düsteren Laubenhäusern. Die Seele tut hier im Angesicht der Dolomitenpracht freiere Flügelschläge,

die starre Hauswand löst sich in breite Terrassen auf, man kann sich an Licht und Luft kaum genug tun. Der Bozener Architekt Marius Ammon hat in Ober-Bozen das vorbildliche Rittener Haus geschaffen, das geschickt ländlich-bodenständige Motive aufgreift, sie den gesteigerten Bedürfnissen entsprechend abwandelt. Da gibt es Musikzimmer mit dem alten, lieben, bäurischen Erker dran, durch dessen Fensterfülle die wundervolle Landschaft heranblaut. Man denkt an die ungeheure Raum- mystik Rembrandtscher Landschaften — eine Höhen- wanderung über den Ritten, von Ober-Bozen über Maria Himmelfahrt, Klobenstein nach dem Dornröschen des Ritten, dem ganz einsamen, in lichtgrünseidene Lärchen- wälder eingebetteten Bergidyll Dreikirchen, enthüllt eine Fülle solcher mystisch-weiter Wandelbilder, bis hinauf zum stolzen Säben, das Otto Julius Bierbaum sosehr geliebt hatte. Von seinem Landhaus in Maria Himmel- fahrt aus hat mir kurz vor seinem frühen Tode der Dichter des Ritten, Hans von Hoffensthal, die Schönheit seiner Heimat gewiesen. Bei ihm war das starke rätische Heimatsgefühl, das alle Jungtiroler beseelt, ganz ein- geengt auf den wundervollen Berghang mit seinem kulti- vierten geselligen Leben auf den Ansitzen, mit seinen bescheidenen Widums, Bauernhäusern und Jagdhütten. Sein Lebensmittelpunkt war das lindenumstandene Herren- haus in Maria Himmelfahrt mit seinen frohen und doch vom Schicksal ahnungsvoll gestreiften Menschen. Denn dieser so lebensfrohe Dichter, der die ganze Welt von langen Reisen her kannte, hat den Tod, der ihm uner- bittlich nahte, in vielen seiner Romane und Novellen mitten in die blühende Landschaft gestellt. Aber über die Seelenkraft und das Leid der Menschen erhebt sich still und groß die Lärchenwiesenheimat, der Ritten, der die Seelen befreit — nicht nur der »Herrischen«, sondern auch der alten Bauerngeschlechter, die seit Generationen ins weite Land schauen. Man findet in Bauernhäusern jahrhundertealte Legendenbücher, Christusviten durchaus



10. 10. 1910
H. 100.



Klausen und Kloster Seben (nach Merian)

mystischer, nicht dogmatischer Herkunft, aus deren verstaubten Blättern blühendes Leben, Bilder im Geiste Dürers, Ideen aus der weltweiten Zelle Seuses vor uns aufsteigen. Überall blüht die Natur, das ägyptische Balsamgärtlein prangt in heimatlicher Farbe, man glaubt, die ehrwürdigen Gestalten wandelten unter den hellen Lärchenwäldern einher. Karl Scheffler erzählt in seinem Italienbuch eine sehr bezeichnende Anekdote. Auf der Bozener Eisackbrücke drückt ihm ein schwarzbärtiger, gutgekleideter Mann mit magerem, ekstatischem Gesicht Blumen in die Hand mit den schnellen, eindringlichen Worten: »Ich will Ihnen ein Wort sagen, das nicht vertrocknet wie diese Blumen: Jesus Christus starb für uns, nicht der Papst, nicht der Priester, Jesus Christus allein besteht.« Die Alpenländer blieben von den mystischen Krisen, die die alemannischen und die schlesischen Landschaften erregten, unberührt, aber in Tirol schwingt eine letzte Welle mystischer Sensibilität der alemanischen Seele aus.

Diese alemannische Seele aber ist meist recht hart und eigenkräftig, der deutsche Bauernstand Südtirols blieb ein unversehrte deutscher. Aus ihm ist der biedere und treue, aber auch halsstarrige und beschränkte Andreas Hofer hervorgegangen — das Musterbild eines Deutschtiroler Bauern. Diese Bauern haben sich trotz der Verwelschung, die nach 1810 einsetzte und deren Spuren heute noch nicht ganz überwunden sind, auf ihren geschlossenen, stolzen Höfen erhalten: Die Volkszählung von 1910 ergab im deutschen Südtirol mit Ausschluß der (unbestrittenen) Bezirkshauptmannschaft Lienz 215.553 Deutsche, 9.463 Ladiner und nur 7.047, also höchstens 3 Prozent der Bevölkerung, Italiener. Selbst in Bozen mit seiner zahlreichen zugewanderten Arbeiterbevölkerung brachten es die Italiener nur auf 1.124 gegen 20.206 Deutsche, wobei nach gut österreichischer Zählmethode die Ladiner zu den Italienern geschlagen wurden, also gegen 5 Prozent der Bevölkerung. Universitätsprofessor v. Voltolini hat in dankenswerter Weise die Zahlen für den Bozener und

Meraner Bezirk (Österreichische Rundschau LVII, 6) zusammengestellt: im Bezirksgericht Neumarkt standen 8.086 Deutsche gegen 1.373 Italiener, also etwa 84 Prozent, im Bezirk Kaltern 16.525 Deutsche gegen 854 Italiener, also mehr als 95 Prozent. In Bozen Land 20.005 Deutsche gegen 976 Italiener, also 90 Prozent. Die großen Marktgemeinden Kaltern, Tramin und Neumarkt sind fast rein deutsch, ebenso die Gemeinden Eppan und Montan. Ja, es gibt hier hart an der Grenze eine rein deutsche Gemeinde Unterfennberg. So scharf sind hier die nationalen Grenzen gezogen. Nur Meran weist eine etwas größere Anzahl von Italienern auf, 1.429 Italiener gegen 32.224 Deutsche, da auch hier in einzelnen Orten an der Etsch wie Burgstall eine stärkere italienische Minderheit wohnt und die Stadt Meran viele Arbeiter anzieht. Aber im benachbarten Lana stehen 11.817 Deutschen nur 167 Italiener gegenüber, in Passeier 5.127 Deutschen 78 Italiener, in Schlanders 12.293 Deutschen 40 Italiener, in Glurns 9.007 Deutschen 4 Italiener, in Sarntal 1281 Deutschen 21 Italiener, in Klausen 9778 Deutschen 38 Italiener, in Brixen 17.242 Deutschen 397 Ladiner und Italiener, in Sterzing 11.509 Deutschen 16 Italiener, in Bruneck 11.179 Deutschen 277 Ladiner und Italiener, in Taufers 8.716 Deutschen 7 Italiener, in Welsberg 9.460 Deutschen 59 Italiener. Es gibt also hier nicht das, was man an anderen Sprachgrenzen »gemischte Gemeinden« nennt — die Sprachgrenzen sind scharfe und bestimmte, daher sind für gerecht und billig denkende Beurteiler die Grenzverhältnisse völlig klar, und Italien wird sich, wenn ihm an einer ruhigen Nordgrenze und an einem freundlichen Einverständnis mit dem deutschösterreichischen Nachbarstaat gelegen ist, mit dem welschen Südtirol bis zur Salurner Klause begnügen. Es hat von Norden her keinen Feind zu fürchten, gegen den es die Brenner-Grenze benötigte — seine Aufgabe ist es, sich an dem von D'Annunzio so glühend besungenen »mare nostro« wirklich festzusetzen. Es liegt mir ferne, das alte,

im Kriege in Scherben gegangene Diplomatenkunststück aus der österreichischen Ballhausküche vorzuführen — die einzelnen Völker gegeneinander auszuspielen, aber der italienisch-jugoslawische Gegensatz ist mit Händen zu greifen und weist der italienischen Außenpolitik für die nächste Zeit ganz bestimmte Bahnen. Auch der italienischen Wirtschaftspolitik — denn anstatt auf Eroberungen auszugehen und die stolzen, auf eigenem Grund und Boden herrenmäßig sitzenden Deutschtiroler Bauern zu verelenden, wird es klüger sein, die »erlösten« Welschtiroler aus ihrer durch weitgehende Zerteilung der Grundstücke, bäuerlichen Notstand und die schreckliche Geißel der Pellagra herbeigeführten traurigen Lage zu befreien und ihnen die Segnungen der lateinischen Kultur angeheißen zu lassen: es ist nur zu fürchten, die »Erlösten« werden aus dem Regen in die Traufe kommen.

Es bleibt noch ein Wort zu sagen über das geistige Tirol, denn heute, wo die militärischen und wirtschaftlichen Kräfte so traurig versagt haben, ist der Geist beinahe wieder zu Ehren gekommen. Da muß denn gesagt werden, daß Tirol sich auf literarischem und künstlerischem Gebiet geradezu als führendes Alpenland erwiesen hat, daß aber leider die Bestrebungen auf Tirol isoliert geblieben sind, ohne auf die deutschösterreichischen Nachbarländer überzugreifen. Tirol hat die bedeutendsten Dichter der Alpenländer hervorgebracht: Wir nennen von der alten Garde nur Adolf Pichler und Hermann v. Gilm, von den jüngeren neben dem schon erwähnten Hoffensthal seine Bozener Landsleute Trentini und Huldshiner, dann den knorrigen, ganz aus rätischer Urkraft herauschaffenden Artur v. Wallpach. In seiner eigentümlich durchglühten, von geheimnisvoll-mystischem Leben erfüllten Lyrik ist das uralte Sagengut der rätischen Bergheimat in altheidnischer Kraft wieder auferstanden. Mit Peter Rosegger teilt er die Abneigung gegen die Großstadt, die sich zu dem Bekenntnisgedicht steigert, das den Titel führt: »Ich hasse die Städte«, und in die Strophe ausklingt:

Oh, entgegen der Freude, entgegen dem Licht,
Wer wollte den Weg nicht schreiten!
Doch euer Verzweifeln findet ihn nicht,
Der Glaube der Arbeit, der frohen Pflicht,
Wächst auf goldenen Ackerbreiten.

Wallpach fühlt sich als alter Räter, sein Kunstwerk ist durchsetzt vom Mythos der Ladiner. Der Blitzvogel der Rätoromanen (Tarjul da la flüta) wird ihm zum Symbol der Wiedergeburt Tirols und der Welt überhaupt, die er, freilich anders als sie kam, im Kriege suchte. Denn Wallpachs Kunst ist aristokratisch, er sieht im Helden eine höhere Menschheit, verachtet die »Gnade der Parteien«, hat überhaupt wenig Beziehung zum sozialen Leben, das ja seine Impulse aus der verhaßten Großstadt empfängt. Stark und ungebrochen sind seine religiösen Empfindungen, losgelöst von jedem Dogma reicht er dem mystischen Landsmann Carl Dallago die Hand als der Gottesfreie:

Mein Leben schöpfend aus des Daseins Kraft
Ward ich Genoss' dem ewigen Sein und Werden.

Die mystische Inbrunst verschwistert sich mit Wallpachs Heimatgefühl. Tirol ist ihm in ganz anderem Sinn als den heimischen Klerikalen ein »heiliges Land«. Im altheidnischen Bergfeuer sieht er ein Zeichen,

»Daß Tyrol im Flammenflor,
Gottentzündet, liebentfacht,
Als ein Flammenherz empor
Lodre in die Weltennacht!«

Er schreibt: Tyrol, wie Detlev v. Liliencron, als er in Graz war und Peter Rosegger den Gruß der norddeutschen Heimat brachte, Steyermark schrieb, denn er hielt dies dem kernigen Charakter des Landes für entsprechend. Von starker Heimatliebe beseelt waren auch die jungen Literaten und Künstler, die sich um die in Innsbruck erschienene Zeitschrift »Der Föhn« sammelten. Hier traten viele seither bekannte Dichter zum ersten-

mal vor die Öffentlichkeit, hier wurden Lanzen gebrochen für die junge Kunst in Bild und Wort: für Egger-Lienz und für Schönherr, die beide heute Repräsentanten nicht nur der tirolischen, sondern der deutschösterreichischen Kunst überhaupt sind, mag man auch gegen beider Schaffen, manchen nicht unberechtigten Einwurf haben. Diese Stellungnahme gibt dem »Föhn«, der leider sehr kurzlebig war, schon eine historische Note: das Blatt der Jüngsten wurde der »Brenner«, der sich durch vier Jahre hielt und noch im Jahre 1915 wenigstens ein Brenner-Jahrbuch zustande brachte. Ludwig v. Ficker und Carl Dallago haben diese Zeitschrift zu einer der tapfersten Literaturzeitschriften gemacht, die aber auch durch Kierkegaard-Studien und Veröffentlichungen aus dessen Nachlaß auf starkes internationales Interesse rechnen durfte, überdies zählten die besten Namen der jüngsten Dichtung, vor allem Georg Trakl und Theodor Däubler, zu den Mitarbeitern des »Brenner«. Es ist dringend zu hoffen, daß diese Bestrebungen nach dem Kriege wieder aufleben, allerdings wird eine wirklich führende Zeitschrift auch oder vielmehr gerade in den Alpenländern nicht des politischen Einschlags entbehren können. Die Tiroler Dichtung hat im Werk Hermann v. Gilms eine starke politische Note, aus Tirol ist der Kulturpolitiker Fallmerayer, der große vormärzliche Raisonneur Viktor v. Andrian-Werburg hervorgegangen — die große Zeit, die erst jetzt wirklich anfängt, wird auch hier die Geister entzünden und die Zungen lösen. Einstweilen freilich ist alles Denken und Tun auf die bange Frage des Schicksals Deutschsüdtirols gerichtet und es gilt Artur v. Wallpachs Devise:

»Tirol sei Freiland oder unser Grab.«

KÄRNTEN

Neben Tirol ist heute Kärnten Deutschösterreichs Sorgenkind. Das mit Naturschönheiten gesegnete Land, eingebettet zwischen die majestätische Pracht der Hohen Tauern und die melancholische Karstschönheit der Karawanken galt einem Feinschmecker des Reisens, wie Ferdinand Kürnberger, der Villach zu den schönsten Städten Europas zählte, noch als unerschlossenes, kaum entdecktes Märchenreich — seither ist Kärnten mit Erfolg in die Reihe der Alpenländer getreten, die ihren Rang als internationale Sehenswürdigkeiten erobert haben. Es gehört freilich zu den wesentlichsten Eigenschaften des Kärntners, aus sich und seinem herrlichen Lande wenig Wesens zu machen. Erst der Weltkrieg hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Heldentaten der kärntischen Regimenter, auf die stille Opferwilligkeit der kärntischen Bevölkerung gelenkt. Die gewaltigen Felsenhäupter der Julischen Alpen schauen herab auf den tiefgrünen, stillen Raibler See und auf den Heldenfriedhof von 608, auf dem mitten in Wald- und Felseneinsamkeit die schlichten, braunen Kreuze in Reih und Glied stehen. Kein banges Bauernherz wird hier der

heiligen Frau auf dem Luschariberg, dem kärntischen Monte Santo, entgegenschlagen: die berühmte Wallfahrtskirche ist zerschossen. Von hier schweifte einst der Blick bis zu den kahlen, schroffen Kronauer Wänden, den mächtigen Nachbarn des Triglav, und zu dem zerklüfteten Massiv der gigantischen Seißera — nach Norden aber eröffnet sich der Ausblick auf die bunte Mannigfaltigkeit des mittelkärntischen, zahmeren Berglandes, über dem die Eisriesen, Glockner und Ankogel, emporragen — die Signatur der kärntischen Landschaft, die alle Bergformen in sich vereinigt. Der profane Wanderer aber freute sich an der herrlichen Reichsstraße des Kanaltales, die über das alte Stift Arnoldstein, über die uralte Feste Federaun, die Friedrich Barbarossa im Jahre 1160 als bambergisches Besitztum bestätigte, nach Villach führt, das neben Bozen die südlich lebendigste deutsche Alpenstadt ist. Sie hat ihre eigene Geschichte. Was im Mittelalter St. Veit durch den herzoglichen Hofhalt, Friesach durch die Stärke seiner Mauern war, das war Villach durch eigene Bürgerkraft und durch seine Handelsbeziehungen zu Venedig. Es war deutsches Bürgertum, das hier den Warenaustausch dreier Weltteile besorgte, Villacher Kaufherren und Patrizier, die Khevenhüller, Seenuße und Leininger waren den großen Augsburger und Nürnberger Handelsherren nicht unebenbürtig. Villach hat Karl V. als Flüchtling in seinen Mauern gesehen, es hat Türken- und Franzosenstürme überdauert: es ist auch heute und für alle Zukunft ein wichtiger Verknüpfungspunkt im Weltverkehr und wird die Merkantilstadt Kärntens, ja, des südlichen Deutschösterreich überhaupt, bleiben. Es ist ein wichtiges deutschösterreichisches Lebensinteresse, daß die Bahn durch das Kanaltal nach Italien in unserer Hand ist, denn hier werden sich bald wieder wichtige Handelsbeziehungen anknüpfen, wie denn überhaupt der durch keinerlei Irredenta begründete, sondern nur traditionell-österreichische Groll gegen den italienischen Nachbar bald einem friedlichen Einvernehmen weichen wird.

Villach ist aber auch die kärntische Landschaftsstadt par excellence. Wie in die Schweizer Städte schaut das Hochgebirge herein: von Norden das wuchtige Massiv des Dobratsch, von Süden die wildzerrissene Karawankenkette. Dazwischen die Seen, die charakteristische Zierde der kärntischen Landschaft. Und diese Landschaft weitet sich am herrlichen, südlich milden Wörther See, sie wird estlich und heiter, da die Landeshauptstadt Klagenfurt vor unserem Blick auftaucht. Da grüßt uns der gute, alte Lindwurm, das Wahrzeichen der durch deutsche Bürgerkraft und Kulturarbeit dem altkarantanischen Sumpfboden entstiegene Stadt, da stehen wir vor dem Landhaus, das die Schöpferhand des Renaissancebaumeisters De Lallo verrät, die schlichte, graue Fassade und den pittoresken Hof mit den italischen Steintreppen, die in den herrlichen Renaissancesaal der Stände Kärntens führen, dessen Wände Hunderte von Wappen und Heerschilde der ältesten Geschlechter des Landes bedecken und dessen Decke Kärntens bedeutendster Barockkünstler, Frömler, ausgeschmückt hat. Hier tritt die jahrhundertalte, deutsche Geschichte Kärntens sinnfällig uns vors Auge: wie neben dem jugendlich-lebensvollen Zürich das ernste Bern, so ist Klagenfurt neben Villach die stillere, aber repräsentative Zentrale, durch den Zweig der Karawankenbahn heute ebenfalls in das Nervengeflecht der neuen Alpenbahnen einbezogen und in wirtschaftlichem und künstlerischem Aufblühen begriffen. Hier hat deutsches Bürgertum und nicht zuletzt deutsches Schul- und Gelehrtenwesen weithin insslowenische Unterland kolonisatorisch gewirkt, nicht etwa seit heute und gestern, sondern in jahrhundertelangem, kulturhistorisch begründetem, friedlichem Umschmelzungsprozeß.

Hier erscheinen bereits 1335 und 1397 deutsche Schulmeister in den Urkunden, späterhin hat die siegreiche, das ganze Land erfassende Reformation die deutsche Schule nicht nur in den Städten und Märkten, sondern auch in den Dörfern gefördert, die Gegenreformation hat durch



Klagenfurt (Stich nach Markus Pernhart)



Abwanderung wertvoller deutscher Elemente auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiete verheerend gewirkt. Die Reformation stellte Beziehungen zu den führenden Kreisen des geistigen Deutschland her, und auf den Universitäten Tübingen und Wittenberg studierten Söhne kärntischen Adels und Bürgertums und an deutscher Wissenschaft entzündete sich auch für die slowenische Literatur das Licht der Forschung: in Tübingen gab Johann v. Ungnad slowenische Schriften heraus. In diesem verständnisvollen und leidenschaftslosen Entgegenkommen nimmt auch die in Klagenfurt 1818 erschienene »Kärntnerische Zeitschrift« den Programmpunkt auf: »Beiträge zur Kultur der slowenischen Sprache; Angabe der besten Mittel, ihre gebildetsten Dialekte mit den Schätzen deutscher Kultur und Wissenschaft am zweckmäßigsten zu verbreiten«. So gewährte auch Kärntens bedeutendste Zeitschrift, die jahrhundertealte »Carinthia« den slowenischen Gedichten Urban Jarniks freundwilliges Gastrecht, denn erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts haben Slomschek, der »Apostel der Slowenen«, und Anton Janežič in eigenen Zeitschriften und Sammlungen, fern von jeder politisch-aggressiven Tendenz, für die geistige Hebung der kärntischen Slowenen gewirkt, wie in Laibach Čop und der edle Prešeren für die slowenische Literatur überhaupt. Die bedeutendste, noch heute als geistiger Mittelpunkt Kärntens segensreich wirkende, wissenschaftliche Institution, der kärntische Geschichtsverein, ist rein deutschen Ursprungs und hängt mit der Gründung des historischen Vereins für Innerösterreich durch Erzherzog Johann zusammen. Von hier aus haben die Freiherren von Ankershofen und Jabornegg-Altenfels, die noch heute rüstig schaffenden Gelehrten August Jaksch v. Wartenhorst, Hann, Lessiak, Wutte und Graber die historische, sprachliche, literarische und künstlerische Vergangenheit Kärntens aufgehellet. Und zum geistigen Leben, das sich im Geschichtsverein und dem schätzereichen Landesmuseum konzentriert, kommt das politische und wirtschaftliche, das in Klagenfurt seinen

natürlichen Mittelpunkt findet. Die Not des Tages hat die besten Köpfe und treuesten Herzen aufgerufen, alle freiheitlichen politischen Kräfte des Landes haben sich in der deutschdemokratischen Einheitspartei, einer mit nationalem Akzent versehenen, den alpenländischen Verhältnissen angepaßten bürgerlichdemokratischen Partei, gesammelt, bereits bewährte wirtschaftliche Organisationen sind geschaffen, die wir noch weiterhin genauer darlegen werden.

Es muß dies alles ausdrücklich hervorgehoben werden, dennesgiltheute, denjahrtausendealten Anspruch deutscher Kultur in Kärnten feierlich zu wahren. Das stille, friedliche Land schöner Sommerabende an herrlichen Seen ist heute das Ziel imperialistischer Jugoslawenpolitik. Diese Politik, die nur ein Teilprozeß des allgemeinen slawischen Ansturms gegen die deutschen Grenzgebiete darstellt, ist von langer Hand journalistisch vorbereitet worden. In der Genfer »La Serbie« hat Vladislav Fabiančić bereits am 29. April 1917 mit stattlichem, historischem Rüstzeug von Kärnten als von einer alten jugoslawischen Provinz (*une ancienne province jougoslave*) gesprochen: er meint damit nicht etwa den slowenischen Teil, sondern ganz Kärnten. Und dieses Kärnten ist nach des Fabiančić Darstellung mit Bächen slowenischen Blutes getränkt: gemeint sind wohl die Abwehrkämpfe der Bayern gegen die in ihr Gebiet einbrechenden, nach den Berichten nicht nur bayrischer, sondern auch griechischer und römischer Schriftsteller überaus grausamen slawischen Horden. Daß diese Kämpfe, die im Jahre 822 zur Besetzung des Landes durch bayrische Grafen führten, um ein volles Jahrtausend zurückliegen, wird verschwiegen, ebenso wird die berühmte, von Dichtern besungene, auch von Herder beachtete Herzogseinsetzung auf dem Zollfelde zugunsten einer staatsrechtlichen Fiktion ausgebeutet. Man versucht in slawischen Kreisen immer wieder ein altkarantanisches Reich mit der Einsetzung der Landesfürsten durch die slowenische Bauernschaft auf dem Maria-Saaler Felde

zu konstruieren. Demgegenüber hat Alfons Dopsch nachgewiesen, daß die gesamten wirtschaftlichen Einrichtungen der Slowenen in Steiermark und Kärnten, die Hufenverfassung, Siedlungsformen etc. in langem friedlichen Nebeneinanderwohnen von den Deutschen herrühren, ja, daß sogar ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen den deutschen Verhältnissen der Rhein- und Mosellande und den angeblich altslawischen in den Alpenländern besteht. Und nach den neuesten, demnächst in der Wiener Akademie der Wissenschaften erscheinenden Forschungen eines jungen Kärntner Gelehrten, Georg Graber, spiegeln sich in den Vorgängen am Fürstenstein zu Karnburg deutsche Verwaltungs- und Verfassungszustände der Karolingerzeit wider, die kärntischen Slowenen hatten bereits im 7., spätestens im 8. Jahrhundert die bayrische Rechtsverfassung übernommen. Und wenn Fabiančič von einer slowenischen Staatssprache spricht, so muß darauf hingewiesen werden, daß bei der Zeremonie die bekannten, vom »Herzogbauer« allerdings in slowenischer Sprache gestellten Fragen von den Umstehenden beantwortet werden, da der Herzog der slowenischen Sprache nicht mächtig war, ja, der Schwabenspiegel überliefert die Antwort des Herzogs an den »windischen« Mann: »Ich weiß nicht, guter Freund, was du meinst; denn ich verstehe deine Sprache nicht.« Aus dem monumentalen Urkundenwerk des kärntischen Landesarchivars Jaksch v. Wartenhorst, den Monumenta historica ducatus Carinthiae, einem stolzen Denkmal deutschen Gelehrtenfleißes, hätte sich der Apostel des jugoslawischen Kärnten belehren können, daß sich die führenden Kreise des Landes, auch wenn sie slowenischer Provenienz waren, schon im frühesten Mittelalter der überlegenen Kultur deutscher Fürstenhöfe und Bischofsitze zuwandten, daß es Mode wurde, den slawischen Namen mit einem aus dem Stoffkreise der deutschen Heldensage oder Ritterdichtung zu vertauschen und daß es auch dem neutralsten Politiker heute unmöglich sei, diesen kulturgeschichtlich begründeten Umschmelzungsprozeß von Jahr-

hundertern zu revidieren. Aber es kommt dem jugoslawischen Publizisten weniger auf die historische Wahrheit, als auf eine geschickt drapierte historische Kulisse für praktische Realpolitik an: es gilt, das heute noch unter deutscher »Gewaltherrschaft« schmachthafte Land zu erlösen, und diese Zwingherrschaft wird in den schwärzesten Farben geschildert. Die slowenischen Intellektuellen habe man als Staatsverbrecher behandelt, die Bauern würden bestraft, wenn sie in Staatsämtern oder auf den Bahnhöfen es wagten, slowenisch zu sprechen, die deutschen Behörden schickten Beauftragte in die slowenischen Privatschulen, um die Kinder körperlich zu mißhandeln, und die Eltern seien bedroht, mit den Gesetzen in Widerspruch zu geraten, wenn sie für ihre mißhandelten Kinder einträten. Ich hebe aus den Pressestimmen nur diese besonders bezeichnende hervor, ohne auf die Darlegungen in den slowenischen Kampfblättern (Mir, Slovenski Narod, Slovenec) einzugehen; erwähnt sei noch die bei Bossard in Paris kürzlich erschienene Broschüre von Frano Cviétisa, »Les Jougoslaves«, weil sie verhältnismäßig bescheiden nur »la Carinthie méridionale« fordert, freilich ist in diesem Teil auch Klagenfurt und Villach (als Celovec und Beliak) miteinbezogen. Diese auch unter den Kärntner Slowenen keineswegs freundlich aufgenommene Propaganda wurde aber vor dem Kriege besonders von der slowenischen Geistlichkeit Kärntens betrieben. Wie wenig sich die wirtschaftlich auf die deutschen Städte gewiesenen Kärntner »Windischen« mit dem jugoslawischen Staate einverstanden erklärt haben, beweist der Umstand, daß von den 262 kärntischen Gemeinden 238 — darunter auch die erdrückende Mehrzahl der Gemeinden im gemischtsprachigen Gebiet — sich gegen eine Zerreißung Kärntens und gegen ihre Angliederung an den südslawischen Staat ausgesprochen. Ist es also Wilson mit dem Selbstbestimmungsrecht der Völker ernst, so muß der Wunsch dieser Gemeinden auf der Friedenskonferenz respektiert werden. Die deutschkärntischen Gebiete als

Kompensationsobjekt für die von den Italienern von der Adria zurückgedrängten Südslawen zu benützen, ist ein frevelhaftes Spiel, das zur tirolischen auch noch eine kärntische Irredenta schaffen würde. Wie schlecht es mit den Rechtsansprüchen des südslawischen Staates auf deutschkärntische Gebiete bestellt ist, beweist die umstehende Tabelle, die die Resultate der Volkszählung von 1910 enthält.

Im geschlossenen deutschen Sprachgebiet, dem die beiden wichtigsten Städte Klagenfurt und Villach angehören, beträgt also der slowenische Einschlag 3 Prozent! Von den 179 in der ersten Reihe angeführten Gemeinden sind 128 rein deutsch (100 Prozent), während von den 15 Gemeinden mit höchstem slowenischem Prozentsatz keine einzige hundertprozentig ist. Außer dieser einwandfreien Statistik muß auch noch die in Kärnten überaus komplizierte Sprachgrenze berücksichtigt werden, die eine genaue Scheidung der beiden Landesteile fast unmöglich macht. In einzelnen Tälern, wie in dem für die Verbindung mit Italien so wichtigen Kanaltale sind die deutschen und slowenischen Gemeinden schachbrettartig angeordnet, dazu kommen die Sprachinseln, die in beiden Sprachgebieten liegen. Es wird von Seite der Deutschen Kärntens mit berechtigtem Nachdruck darauf hingewiesen, daß sie bisher mit ihren slowenischen Landsleuten in einem nur selten getrübbten Einvernehmen gelebt haben und daß es daher auch der Wunsch des überwiegenden Teiles der Kärntner slowenischen Zunge sei, die Landeseinheit aufrecht zu erhalten. Die fast unübersteigliche Mauer der Karawanken war nicht nur die natürliche Landesgrenze, sondern auch eine Sprach- und Kulturgrenze, die die Kärntner »Windischen« von den eigentlichen Jugoslawen trennte und zu einer wirtschaftlichen und sprachlichen Symbiose mit den deutschkärntischen Landesgenossen zwang, wobei es ihnen keineswegs schlecht ging, da sie an den von vorwiegend deutschkärntischem Gelde erhaltenen Bildungsinstituten als gleichberechtigte

	Gemeinden	Quadrat-kilometer	Prozent der Fläche Kärntens	Umgangssprache		Gesamtzahl der Einwohner
				Deutsch	Slowenisch	
1. Geschlossenes deutsches Sprachgebiet:						
a) zu 95·1—100 % deutsch	179	7382		260039	1477	261516
b) zu 50·1— 95 % deutsch	16	408		16671	7174	23845
Summe . .	195	7790	75 6 %	276710 = 97 %	8651 = 13 %	285361
2. Deutsche Sprachinselm Gemeinden:	8	144		9365	2076	11441
3. Gemischtsprachige Gemeinden mit slowenischer Mehrheit:						
a) zu 95—100 % slowenisch	15	837		428	16481	16909
b) zu 50— 95 % slowenisch	44	1555		14459	53477	68036
Summe . .	59	2392	23·1 %	14887 = 17·7 %	69958 = 82·3 %	84945
Kärnten (Gesamtsumme) . .	262	10326		300962 = 89 %	80685 = 21·1 %	381747

Landesgenossen teilhatten. Der Kärntner Slowene ist fast durchwegs zweisprachig, da er ja mit seinen Landesprodukten in die deutschen Städte kommt, da er seine Söhne in die deutschen Mittelschulen schickt, und bisher hat ihm diese Zweisprachigkeit weder im Handel und Verkehr, noch bei der Beamtenlaufbahn geschadet. Ja, auch die »windische« Umgangssprache des Kärntner Slowenen ist durchsetzt von deutschen Kulturwörtern: die meisten Ausdrücke der wichtigen Sphäre der Viehzucht und des Hausbaues sind aus altdeutschem Wortmaterial entlehnt, aber auch in den Flexionsendungen, im Umlaut und Lautwandel ist der deutsche Einfluß deutlich zu erkennen.¹ Allerdings haben die Alpendeutschen, wohl hauptsächlich in den gemischtsprachigen Gegenden, einzelne Ausdrücke, die mit Ackerbau und Feldwirtschaft zusammenhängen, aus dem Slowenischen übernommen. Auch die »Jause« ist ursprünglich slowenisches Sprachgut: ja, sie kommt sogar in dem deutschkärntischen Lesachtale in der Bedeutung »Mittagessen« vor, die dem slowenischen *južina* entspricht: da die Jause zu den Alt-Wiener Lebensgewohnheiten gehört, so hätten die Jugoslawen eigentlich auch ein Anrecht auf Wien. Diese Forderung wäre nicht weniger absurd als die tatsächlich erhobenen und mit Waffengewalt unterstützten Ansprüche auf Klagenfurt und Villach.

Denn die Propagandaslawisten und Historiker vom Schlage Fabiančič' waren nur die Vorläufer der als Serben verkleideten Eroberungstruppen, die sich zunächst der industriereichen Ortschaften südlich der Drau, vor allem Ferlachs und Prävalis mit ihren uralten Eisen- und Waffenindustrien, sowie der deutschen Stadt Völkermarkt bemächtigten und von diesen Stützpunkten aus die wichtigsten Städte, Klagenfurt und Villach, bedrohten, ohne sich um den Ende November zwischen der kärntischen und der Laibacher Regierung geschlossenen Präliminar-

¹ Primus Lessiak: Alpendeutsche und Alpenslawen in ihren sprachlichen Beziehungen (Germanisch-Romanische Monatsschrift II, 274 ff.).

vertrag mit der Drau-Gail-Gailitz-Grenze zu kümmern. Es galt eben, noch vor den Friedensverhandlungen möglichst viel »slowenisches« Gebiet zu deklarieren: aber die Heimatliebe der Kärntner, die Wachsamkeit und rasch geschaffene Organisation der Volkswehr hat bis zu dieser Stunde, da diese Zeilen in Druck gehen, diese Pläne vereitelt. Das brutale Auftreten der jugoslawischen Soldateska hat dazu beigetragen, die »Befreiungsaktion« auch in slowenischen Kreisen rasch unpopulär zu machen. Nach dem sachverständigen Urteil des französisch-schweizerischen Publizisten und Balkankenners Fred Du Bois, der längere Zeit in Kärnten weilte, erinnern die militärischen Operationen der Jugoslawen im südöstlichen und südlichen Kärnten an das Komitatschiunwesen, mit dem unverkennbaren Bestreben, rein westeuropäisches Gebiet zu balkanisieren. Und dies wäre nach der Meinung des neutralen Journalisten gewiß der Fall, wenn es den Jugoslawen gelänge, die von ihnen gewünschten, jeder historischen und wirtschaftlichen Grundlage entbehrenden Nordgrenzen Kärntens zu erreichen, denn dann wäre ein dauerhafter Friede unmöglich und ein neuer Keim für zukünftige kriegerische Verwicklungen gegeben. Du Bois hat überall mit der bodenständigen Bevölkerung des Landes Fühlung genommen und auch bei den slowenischen Bauern deutschfreundliche Gesinnung und vor allem eine über alle nationalen Fragen hinausgehendes kärntisches Heimatgefühl gefunden, das jeder Teilung des Landes widerstrebt. Dieser spezifisch kärntische Patriotismus hat, um die Zerreißung des Heimatlandes unmöglich zu machen, den etwas phantastischen, aber von breiten Volksströmungen getragenen Gedanken der unabhängigen, international garantierten Kärntner Republik nach schweizerischem Vorbild gezeitigt, über den wir im Zusammenhang mit den separatistischen Bestrebungen der übrigen Alpenländer sprechen werden. In diesem Zusammenhang ist es uns wichtig, daß sowohl Du Bois als auch die zahlreichen in Kärnten weilenden

Schweizer Kärnten seiner politischen, wirtschaftlichen und geistigen Grundlagen nach für deutsch und jede Zerstückelungstendenz für ein Verbrechen an dem Selbstbestimmungsrecht der Völker erklären. Der Schweizer Gewährsmann stellt den Kärntnern das schöne Zeugnis aus, daß es nicht bald irgendwo eine Bevölkerung gebe, die bessere Absicht habe, in friedlicher Übereinstimmung mit den Nachbarn zu leben, vorausgesetzt, daß diese nicht unmögliche Forderungen an Kärnten stellen: »Besteht doch das feste Bestreben, das Milizsystem nach schweizerischem Muster einzuführen, wie ich denn überhaupt zwischen der Schweiz und Kärnten gewisse große Ähnlichkeiten gefunden habe, sei es in der gesunden, liberalen politischen Denkungsweise der Bevölkerung als auch der Regierung, sei es in dem aufrichtigen Bestreben, in vollkommener friedlicher Übereinstimmung mit seinen Nachbarn zu leben, im gegenteiligen Falle aber seine Grenzen mit den Waffen zu verteidigen.« Auch Fritz Buser hat im Berner »Bund« die friedliche Gesinnung der einheimischen Kärntner Bevölkerung und ihre ausgesprochen kärntische Eigenart rühmend vorhergehoben, aber auch auf die ungeheure Erregung über die Gewalttaten der jugoslawischen Besetzungstruppen hingewiesen. Seither ist auch Blut geflossen und die widerrechtlich besetzten deutschen Orte sind von den ungebeten Gästen nach hartnäckigen Kämpfen befreit worden. Allein niemand weiß, was die nächste Stunde bringt, und es wird zu den nicht allerletzten Aufgaben der Friedenskonferenz gehören dürfen, die Grenzfragen der deutschösterreichischen Alpenländer zu regeln im Sinne der Wilsonschen Selbstbestimmung der Länder, denen wie Kärnten, Tirol und Steiermark unbeschadet ihrer Zugehörigkeit zu einem größeren Ganzen eine gewisse stark ausgeprägte landschaftliche und volkliche Individualität eignet, die man also nicht wie Figuren auf einem Schachbrett nach Gutdünken aus einem staatlichen Gefüge in das andere verschieben kann.

Die Frage der Einheit des Landes steht heute in der kärntischen Öffentlichkeit im Vordergrund: man steht heute dort auf dem wohlerwogenen Standpunkt, die zuerst im kaiserlichen Manifest, in letzter Zeit als amerikanischen Vorschlag in Umlauf gebrachte Draugrenze als ungenügend abzulehnen, da sie 14.000 südlich der Drau lebende Deutschkärntner, also 24 % der Gesamtbevölkerung dieses Gebietes preisgeben würde und Klagenfurt und Villach einen wichtigen Teil ihres Absatz- und Verproviantierungsgebietes verlieren würden. Besonders verhängnisvoll wäre die Draugrenze für das Rosental, einen der schönsten und fruchtbarsten Teile des Drautaales südöstlich von Villach, das heute in den innigsten wirtschaftlichen Wechselbeziehungen zu Klagenfurt und Villach steht und als Anhängsel des jugoslawischen Staates von seinem künftigen Absatz- und Versorgungsgebiet Oberkrain durch die steile Karawankenwand getrennt ist. An dieser Tatsache ändert auch die in den »Flugblättern für deutschösterreichisches Recht« von Dr. Richard v. Pfaundler als Eventualität vorgeschlagene Abtretung des fast bis zum Loiblpaß reichenden deutschen Ferlacher Gebietes nichts, wodurch allerdings die beiden getrennten slowenischen Gebietsteile noch innerhalb der alten Kärntnergrenze in einen verkehrstechnisch wichtigen Zusammenhang gebracht wären, was aber an der Tatsache ihrer Isolierung von den nächstgelegenen alpenstädtischen Zentren nichts ändert. Den übrigen Vorschlägen Dr. v. Pfaunders, besonders der ungeschmälernten Erhaltung des Wörther-See-Beckens mit seinen gleichartigen, aus dem regen Fremdenverkehr hervorgehenden Wünschen und Lebensfragen, der vollständigen Beibehaltung des für die Grenzzone an Italien wichtigen Gail- und Kanaltales kann man als kärntische Minimalforderung beipflichten: sie verhindert wenigstens die völlige Verkrüppelung Deutschkärntens, obwohl noch immer 12.698 Deutsche unter jugoslawische Fremdherrschaft geraten würden, denen allerdings 42.904 Slowenen als deutschösterreichische Staats-

bürger gegenüberstünden, was auch der südslawische Staat als Kompensation für die vielen in Krain und Südsteiermark unter seine Hoheit gelangenden Deutschen gelten lassen kann. Diese Rechenexempel mit lebendigen Menschen sind kein erfreuliches Symptom und ließen sich vermeiden, wenn man das freie, volle Selbstbestimmungsrecht walten ließe: auch Dr. v. Pfaundler betont ausdrücklich, daß es der Wunsch beider Kärntner Nationen ist, die alten Grenzen unangetastet zu erhalten und nur die jenseits der Karawanken liegende Gemeinde Seeland gegen die deutschkrainische Gemeinde Weißenfels einzutauschen, wie es die Erklärung des deutschösterreichischen Staatsrates vorsieht.

Ein besonderes Problem bietet das Kanaltal, dieses herrliche Dolomitental Kärntens, eben gestreift vom Hauch des Südens, aber im innersten Wesen altkärntischer Besitz. Hier hat im vergangenen Jahre eine bereits weit gediehene Wiederaufbau-Aktion der durch den Krieg zerstörten Ortschaften eingesetzt, die den Kanaltälern das Überwintern ermöglicht. Die Bauleitung, an deren Spitze ein ausgezeichnete einheimischer Organisator, Ingenieur Rauchenwald, stand, ging von dem richtigen Grundsatz aus, daß zunächst die notwendigste Unterkunft geschaffen werden müßte, daß vor allem die weniger beschädigten Häuser, die noch mit verhältnismäßig geringen Mitteln zu retten wären, wiederherzustellen seien. Und sie wurden mit aller Sorgfalt moderner Bautechnik hergestellt: die niederen Stuben wurden gehoben, so daß Licht und Luft in größerer Fülle als bei den ängstlich verschlossenen Altvordern einströmen können, die traulichen, aber feuergefährlichen Holzdächer erstanden als Ziegeldächer neu, alles praktisch und doch mit dem Geist der Landschaft verknüpft. Denn die Leiter des Wiederaufbaus kannten das alte Kanaltaler Bürgers- und Bauernhaus recht gut: es unterscheidet sich vom oberkärntischen Haus, in dem die uralte Holzkultur seit den Tagen der Völkerwanderung fortlebt, durch die schon vom italischen

Süden beeinflusste Steinfassade mit grauem Spritzbewurf, aus dem sich die mit oft sehr geschmackvollem, einfachem figuralen Zierat umrahmten Fenster wirksam abheben. Man hatte in den letzten Jahrzehnten die Fassaden vielfach mit der läppischen »Renaissance« des ärarischen Baustils verkleistert und es ist ein besonderes Verdienst des Wiederaufbaus gewesen, daß man auf die alten volkstümlichen Hausformen zurückgriff. Und neben den Bauten die Menschen, die hier bange Jahre des Grenzkrieges erdulden mußten, ohne sich von der kargen heimatlichen Scholle trennen zu können. An einem herrlichen Septembertag 1918 fuhr ich mit den Leitern des Wiederaufbaus durch die vielfach in Ruinen verwandelten Ortschaften. Überall wurden Wünsche laut, in jedes Haus ging es hinein, auf schwankenden Treppen bis unter die schadhaften Dächer, durch verwüstete Zimmer und in die üppige Vegetation verödeter Höfe — überall wurde gemessen, besprochen, getröstet, gewährt und, wenn nötig, versagt. Die Menschen sind hier vom Schicksal nicht verwöhnt. In Leopoldskirchen (bei Pontafel) erzählt eine Steintafel an der Kirchenmauer die Chronik des Ortes. Hungerjahre und Hochwasserkatastrophen sind reichlich vertreten, und jetzt kam noch der Krieg, der die Kirche und einen Teil des Ortes in einen Schutthaufen verwandelte. Und wir standen ergriffen im Heldenfriedhof in der Seißera, diesem wundervollen Hochtal, allen Dolomitenschönheiten ebenbürtig, und lasen mit Bewegung die Inschrift:

»Saatkörner ruhen hier, im Frost erstickt,
Eh' sie des Frühlings ersten Trost erblickt.
Ihr, die ihr erntet einst im goldnen Licht
Des vollen Sommerglücks, vergeßt sie nicht.«

Wiederaufbau! Dieser Gedanke beherrscht heute die edelsten, weitestschauenden Geister Europas: ein Wiederaufbau nicht nur der Gebäude, auch der Seelen. Wiederaufbau des vernichteten, in den Boden getretenen Menschentums — die stillen Schläfer hier hören nichts

mehr von den versöhnenden, haßlösenden Worten. Sind erst die Grenzen gesichert, gehört das schöne Kanaltal ebenso wie das weite Drautal und das üppige Lavanttal wieder völlig zur kärntischen Heimat — von des Glockners Eisgefilden bis zur Felsenwand der Karawanken — dann muß auch an den Wiederaufbau der kärntischen Volkswirtschaft geschritten werden. Schon während des Krieges waren die Kräfte des Landes aufs äußerste angespannt und vertragen auf lange Zeit hinaus keine weitere Belastungsprobe. Der Viehstand Kärntens ist um 50.000 Stück zurückgegangen, es mangelt schon an Ochsen für den Anbau und an Milchkühen, der Bauer kann den nährenden Boden, den Urgrund seiner Kraft, infolge der verminderten Düngererzeugung nicht mehr in alter Kraft erhalten — der Erdsegen erlahmt. Man hat bisher, besonders vom alten Staate und seinen Behörden und Zentralen aus, die bäuerlich-alpenländische Wirtschaft zu wenig beachtet und Raubbau betrieben. Das Land ist aber bereits im Begriffe, nicht nur seine politischen, sondern auch seine wirtschaftlichen Kräfte in eigener Regie zu konsolidieren. Die kärntische Viehverwertungsgesellschaft, an deren Spitze ein erfahrener Wirtschaftspolitiker, der Abgeordnete der Landesversammlung V. Schumy, steht, hat sich ebenso wie die heimische Holzverwertungsgesellschaft trefflich bewährt. Der Holzhandel wird wohl auch die ersten Beziehungen zu Italien wieder eröffnen, wenngleich die Interessen der heimischen Forstwirtschaft besser als bisher gewahrt werden müssen. Schon im Jahre 1460 meldet eine Urkunde: »Durch Kohlenbrennen und Schwenden seyen die Bambergischen Wälder im Canalthale so verödet, daß an vielen Stellen kein Holz mehr keimen und wachsen könne, Hämmer und Schmidten in Stocken gerieten.« Villach hatte seit alters seine italienische Holzhändlerkolonie, die nicht immer das Interesse der kärntischen Volkswirtschaft und Waldbestände im Auge hatte. Es wird der nächsten Zukunft und der Wiederaufnahme handelspolitischer Be-

ziehungen vorbehalten sein, diese für beide Teile gleich wichtigen Handelsfragen von vorneherein im Sinne beider Interessenten zu regeln. Der kärntische Handel war ja schon früh auf die venezianische Sphäre gewiesen: die Sagen von den Venedigern und welschen Männlein sind Zeugnisse früher wirtschaftlicher Beziehungen zu Venedig und Udine, wobei denn freilich der Alpenbewohner meist schlecht wekommt und sich die Gestalt des listigen welschen Händlers ungezwungen mit der des Teufels und Schwarzkünstlers verbindet, der eine große Rolle in der Alpensage spielt. Aber der kärntische Handel griff noch weiter aus: zwar nicht mehr so weit wie in Virunum, das eine alpenländische Großstadt ersten Ranges war, in der Schätze und Menschen aus Italien wie aus den damals reichen und unzerstörten Kulturgebieten des Balkans, Mösien und Pannonien, zusammenströmten. Aber noch im mittelalterlichen Friesach waren die Gewürze des fernen Orients, die Seidenzeuge und Glaswaren Venedigs, die Pelzwerke von Kiew und Nowgorod in schimmernden Kaufläden ausgelegt.

Dauernder als der Schimmer fürstlichen Glanzes waren die schlichten, dunklen Schätze in den Tiefen der Berge. Die Geschichte des Hüttenberger Erzberges ist eines der glanzvollsten Kapitel der alpenländischen Wirtschaftsgeschichte. Schon in der Römerzeit wurde hier das von Horaz besungene norische Eisen gewonnen, hier ist wohl auch der Berg Gomanaron, von dem in einer Urkunde Kaiser Arnulfs die Rede ist, die dem Salzburger Erzbischof das Recht, Erze zu graben und zu schmelzen gibt. Die Blüte des Bergbaues trieb in jahrhundertelanger Arbeit eine Fülle von Geschlechtern an die Oberfläche, die später im geistig-politischen Leben des Landes eine Rolle spielten. Nicht immer war das Verhältnis zwischen Unternehmer und Knappen ein friedliches: gar oft ertönte die Knappentrommel zum Aufruhr und tobte durch die Alpentäler das erste Sturmzeichen des Klassenkampfes. Freundliche Bilder entrollen Schilderungen der Knappen-

feste: in langen Reihen ziehen die Knappen zu der auf einer Bergspitze ob Hüttenberg gelegenen Marienkirche, von festlichem Glanz erfüllt war das seltsam biblische, aber mit frohen Reigen umkränzte Laubhüttenfest der Hüttenberger Knappenschaft. Die harte Gegenwart verdrängt auch in den Alpenländern immer mehr die aus der Sinnen- und Farbenfreudigkeit des Volkes entsprungenen Feste, sie hat auch den reichen Sagenschatz, der sich gerade an den Gold- und Eisenbergbau anknüpfte, verblassen gemacht. Es ist wohl vor allem das Gold, das in der kärntischen Sage aus den tiefen Schächten der Tauern aufleuchtet und die Menschen zu Freveln verlockt. Die Sage folgt getreu den Linien der wirtschaftsgeschichtlichen Entwicklung. Denn die heute wieder von einigen unternehmenden Männern an einzelnen Stellen aufgenommenen Goldbergbaue sind historisch beglaubigt und durch zahllose verfallene Schächte, Schmelzwerke, Gewerkshäuser bezeugt. Im Umkreis dieser Bergbauten, die jegliche Geistes- und Künstlerkraft im Alpenbewohner weckten, entstand auch bodenständige Dichtung. Seltsame Bergwerksromane, angefüllt mit magischem Spuk, dunkel orakelnd von Makro- und Mikrokosmos, raunend von Frevel und Mordtat, aber mitten durch das bunte Fabelgewebe glänzt die helle Wirklichkeit alpenländischer Wirtschaftsgeschichte. Diese Wirklichkeit tritt uns in den verlassensten Hochtälern entgegen — etwa in der sogenannten »Teuchel«, einer abgeschlossenen Welt mit dreihundert Menschen für sich, Abkömmlinge einstiger Bergleute, die nun in treuer Heimatliebe den kargen Boden bebauen. Auch in dem schönen Bergstädtchen Gmünd, das mit seinem Stadttor und seiner Ringmauer ein kärntisches Rotenburg darstellt, blühte vor einem Menschenalter noch das Eisengewerke des Grafen Constantin Lodron, des edlen Schirmherrn heimischer Kunst, der das größte kärntische Bildhauertalent, Hans Gasser aus Eisentratten bei Gmünd, an Metternich empfahl und ihm so den Weg zu den Kunststätten Wiens und Münchens

eröffnete. Heute sind diese kleineren, auf individuelle Tüchtigkeit gestellten Industriezentren von größeren Unternehmungen aufgesogen, viele Stätten fleißiger Arbeit sind verödet, schon die Gegenreformation und die späteren Auswanderungen, die Landflucht der zur Großstadt drängenden Arbeiter hat hier wie in den übrigen Alpenländern das Land vieler Arbeitskräfte beraubt, die Menschenopfer des Weltkrieges werden bei der starken Inanspruchnahme der stets verlässlich gewesenen alpenländischen Regimenter ebenfalls schwer in die Wagschale fallen. Noch liegt keine verlässliche statistische Angabe über den Menschenausfall der Weltkriegsjahre für das gesamte alpenländische Gebiet vor — aber man braucht nur durch die stillen Dörfer zu wandern, zu den vereinsamten Bauernhöfen emporzusteigen, um einen traurigen Eindruck zu gewinnen, der beredter spricht als trockene Zahlen. Hier hilft nur das Vertrauen auf die unverwüstliche Kraft des alpenländischen Bodens und seiner Naturschätze, die man jetzt mehr denn je als für ganz Deutschösterreich wertvolle Energiequellen zu entdecken beginnt. Die von uns im Zusammenhange mit den gemeinsam alpenländischen Kulturfragen näher behandelte rationelle Ausnützung der reichen alpenländischen Wasserkräfte werden auch die speziell kärntischen Verkehrs- und Wirtschaftsprobleme der Lösung näher bringen. Das Eisenbahnnetz des Landes ist trotz der so segensreichen Tauernbahnlinie und der während des Krieges weitergebauten Gailtalbahn nicht dicht genug. Das oberste Gailtal, das romantische, von einem tüchtigen Menschen-schlag bewohnte Lessachtal, ist noch von der Welt abgeschieden, ferner das ebenfalls mit reichen Holz- und Metallschätzen ausgestattete Liesertal, das eine zweite Linie über die Tauern in den heute noch schwer zugänglichen Salzburgischen Lungau darstellt, der durch den Radstätter Tauern von der Staatsbahnlinie abgesperrt und nur auf eine nach Steiermark führende Zweigbahn angewiesen ist. Des weiteren die schon lange projektierte

Bahnlinie von Spittal über den schönen Millstätter See in das sanfte »Nock«gebiet der sogenannten »Gegend«, ein liebliches Wald- und Seegebiet, das bei rationeller Verkehrs- und Fremdenpolitik Tausenden Erholung spenden könnte, heute aber nur mit langwierigen Wagenfahrten zu erreichen ist. Und endlich die Bergbahnen: ist doch der Stolz Kärntens, der Großglockner mit dem lieblichen, sagenberühmten Heiligenblut, noch außerhalb jeder Bahnverbindung, auch die schon Jahrzehnte diskutierte Dobratschbahn ist nicht zur Ausführung gelangt. Man nennt den Dobratsch nicht ohne Berechtigung Kärntens Rigi — gerade das heute auf politischem wie kulturellem Gebiet für die Alpenländer herangezogene Schweizer Muster müßte die Frage der Elektrifizierung der Bahnen und eine damit zusammenhängende Intensivierung des Verkehrs, der aus dem Lokal- zum Weltverkehr streben muß, ins Rollen bringen.

Diese Intensivierung des Verkehrs würde das Land, das im Mittelalter ein wichtiges Stück des deutschen Imperiums war, das aber mehr als die Nachbarländer Tirol und Salzburg aus dem europäischen Blickfeld gerückt wurde, mit den geistigen Zentren Europas verknüpfen und so auch für die geistig-künstlerische Kultur des an Begabung reichen Landes segensreich sein. Die kärntische Geistesgeschichte ist nicht arm an fesselnden Momenten und Erscheinungen. Auf dem berühmten Turnier zu Friesach dichtet Ulrich v. Lichtenstein sein schönstes Lied, das ebenbürtig neben des Vogelweiders naturfrohe Liebeslyrik tritt. Es klingt und singt überall und noch heute in Kärnten. Fast in jedem Tale gibt es Sänger, die auf Kirchtagen und Hochzeiten in gereimten Vierzeilern, von den lauschenden Gästen umdrängt, viel Erfindungsgabe bezeugen: Kärnten gilt als eines der sangeslustigsten Länder, und in Thomas Koschats Liedern hat das Kärntnerlied Weltruf erlangt. Aber auch die Musik unserer Klassiker hat in der kärntischen Hauptstadt und ihren Musikvereinen früher als

sonst in der österreichischen Provinz Beachtung gefunden. Eine Klagenfurter Dilettantengesellschaft brachte Haydns »Schöpfung« kurz nach ihrer Vollendung zur Aufführung: der kärntische Adel wie das kunstliebende Bürgertum, in den für das provinzielle Kunstleben so wichtigen Dilettantengesellschaften vereinigt, haben viel zur Hebung des musikalischen, künstlerischen und geistigen Lebens beigetragen. Diese geistigen Bestrebungen kamen zum deutlichsten Ausdruck in den Bemühungen des Freiherrn Franz Paul v. Herbert, der in Österreich verfeimten Kantschen Philosophie in Klagenfurt eine Heimstätte zu schaffen. Im Herbst 1790 erschien der bereits vierzigjährige Fabriksbesitzer in Jena als Schüler Reinholds und ist dort mit den bedeutendsten Männern in nahe Berührung gekommen: Schiller, Novalis, Wieland, Reinhold, Niethammer, Forberg, Baggesen u. a. zählten ihn in herzlicher Freundschaft zu den Ihrigen, Beziehungen, die sich nach der Rückkehr Herberts weiterspannen und das Klagenfurter Patrizierhaus in den Bezirk klassischer Dichtung und kritischer Philosophie rückten. Ein wertvolles Zeugnis dieser Beziehungen ist ein Brief Schillers an Herbert, der ihn zur Werbearbeit für die »Horen« auffordert. Dieser hier faksimilierte Brief lautet:

»Ich weiß, mein vortrefflicher Freund, daß Sie etwas Gutes und Nützliches mit Vergnügen befördern, und nehme mir daher die Freiheit, Ihnen beiliegende Avertissements zuzusenden, mit der Bitte, solche in Ihrem Zirkel und unter Ihre Korrespondenten, soviel möglich, zu verbreiten. Wir für unsern Teil wollen dafür sorgen, daß Sie mit Ihrer Empfehlung nicht zum Lügner werden sollen. Ich würde mich sehr freuen, zu erfahren, daß Sie mich und die Meinigen noch nicht ganz vergessen haben. Das Andenken an Sie lebt noch unter uns und meine Frau legt mir sehr auf, das Ihrige bei Ihnen zu erneuern. Man hat uns hoffen lassen, daß wir Sie wieder hier in Jena sehen sollen, indem Sie eine große Reise nach Königsberg vorhätten. Ist dem so, so würde ich mich sehr

Jena den 21. Dec. 94.

Seyn Sie, wenn möglich, bereit, das
Sie etwas Geld und Aufbruch mit
Bereitungen treffen, und sagen wir das
K. Preuss. Armee, Ihre künftige Anwesenheit
zu erwarten, wird die dritte große
in Ihren Zirkel und unter Ihre Com-
mandos sein möglich zu erhalten.
Die Gelder von der Zeit wollen das
sagen, das Sie mit der Langfrist
wird zum Lager werden. Grollen.
Es wird eine sehr kleine, zu
sagen, das Sie wird und die un-
aufwendig ganz ungenügend sein. das
Ansehen an die Welt auf einen
und eine große Lage in der
der Augen der Zeit zu erwarten.

dieser Aussicht freuen. Empfehlen Sie mich unbekannter-
weise den Ihrigen aufs Beste und glauben Sie, daß ich
mit der herzlichsten Achtung bin und sein werde

Ihr ganz ergebener

Schiller.*

Schillers Bitte, für die Verbreitung der »Horen« in
Österreich tätig zu sein, hatte Herbert mit großer Freude
aufgenommen. Schon nach wenigen Tagen ging an
Schiller ein Verzeichnis von Wiener Adressen ab, das
sofort an Cotta übermittelt wurde. Aber auch sonst kamen
Freunde aus dem deutschen Geistesleben in das stille
Klagenfurt, in dem Novalis Erholung für seine er-
schütterte Gesundheit zu suchen gedachte. Alle Besucher
urteilten enthusiastisch über das Herbertsche Haus, von
dem Forberg an Reinhold schrieb, daß es vielleicht in
ganz Deutschland wenige seinesgleichen finde. Und
Fernow schildert das geistige Leben im Klagenfurter
Patrizierhause: »Hier werden die Mittags- und Abend-
mahlzeiten zu frohen, sokratischen Festen, wo ernste
Weisheit mit froher Laune und Lieder, Freude mit philo-
sophischen Gesprächen wechseln... Die Philosophie hat
hier ungemein viele Freunde. Der ganze Zirkel in
Herberts Hause ist in ihre Geheimnisse mehr oder weniger
eingeweiht.« Es herrschte damals in Klagenfurt überhaupt
ein ungemein reges geistiges Leben. Den Kantianern,
die sich bei Herbert versammelten, standen die Epikureer
und Zyniker gegenüber, die sich im Merlinschen Hause
in der Völkermarkter-Straße vereinigten. Im Herbertschen
Hause lernte Kants Schüler und Freund Johann Benjamin
Erhard die junge Elisabeth Fortschnigg kennen, die
später als Gutsfrau und Mittelpunkt des geistigen und
landwirtschaftlichen Bestrebungen vereinigenden Wiesenauer
Kreises im Lavanttal mit ganzer Seele an dem Freunde,
der ihrem Geiste die entscheidende Richtung gab, hing.
Ihre von Varnhagen v. Ense in den »Denkwürdigkeiten
des Philosophen und Arztes Johann Benjamin Erhard«

mitgeteilten Briefe sind ein ergreifendes Dokument einer leidenschaftlichen, großen und reinen Seele, die an ihrer Umgebung trotz regster und fruchtbarster Tätigkeit kein Genüge findet, sondern immer wieder ihr Gefühl, durch das allein sie die Welt ergreift, den höchsten Gegenständen des menschlichen Denkens zuwendet, die sich für sie untrennbar mit Erhards faszinierender Erscheinung verknüpfen. Aber diese geistig-sinnliche Innerlichkeit, diese jeanpaulisch verzückte Schwärmerei, vereinigt sich mit unermüdlicher Tätigkeit, durch die sie im Verein mit ihrem Gatten, dem geistig hochstehenden Chemiker Johann Söllner, das Landgut Wiesenau zu einer in ganz Österreich vorbildlichen Musterwirtschaft ausgestaltet, die noch heute im Lavanttal segensreich nachwirkt: ist doch von hier aus durch rationelle Gründung von Baumschulen der große Obstreichtum des Kärntner Paradieses, wie das Lavanttal mit Fug heißt, auf die hohe Stufe gehoben worden — die jugoslawischen »Eroberer«, die sich gerne im deutschen Lavanttal festgesetzt hätten, aber von den Bauern verjagt wurden, haben weder hier noch sonst in Kärnten irgendwo kolonisatorisch gewirkt. Mit offenem Blick verfolgten die Wiesenauer die politischen, sozialen und literarischen Ereignisse ihrer Zeit, durch diese Klagenfurter und Lavanttaler Kreise, die weithin Gastfreundschaft übten und auch mit dem Kreise Pestalozzis in naher Berührung standen, ist Kärnten dauernd mit der glanzvollsten Epoche deutschen Geisteslebens und ihren erlauchtesten Vertretern, Kant und Schiller, verknüpft. Das ist uns ein teures Symbol, daß auch heute und für alle Zukunft Kärnten in seinem Gesamtbestande der deutschen Kultur im Rahmen der deutschösterreichischen Republik angehören wird.

STEIERMARK

Auch die grüne Steiermark ist vom Kleinkriege der jugoslawischen Eroberer in Mitleidenschaft gezogen. Die alte, deutsche Stadt Marburg an der Drau, die wichtige Abzweigungsstelle der Südbahn nach Kärnten, war eine der ersten Städte, die »einverleibt« wurden, hier ist der Sitz des Besatzungsgeneralissimus Majster, hier ereigneten sich ebenso wie in der deutschkärntischen Stadt Völkermarkt zahlreiche Willkürakte, von denen wir nur die Vergeiselung angesehener Marburger Bürger, darunter des um die deutsche Sache in Untersteiermark hochverdienten Abgeordneten Heinrich Wastian, erwähnen. Die Ansprüche des südslawischen Staates auf die reiche, mit wundervoller Naturschönheit gesegnete Südsteiermark gründen sich auf das numerische Übergewicht, er läßt die rund 66.000 Deutschen in den Sprachinseln mit dreingehen, und es ist nicht zu zweifeln, daß er mit den bis jetzt angewandten Methoden brutalster Gewalt, deren sich eine Kulturnation schämen müßte, auch tatsächlich mit ihnen »fertig« würde. Es liegt nun von deutschösterreichischer Seite ein detaillierter Vor-

schlag vor, den Ansprüchen beider Teile nach Möglichkeit gerecht zu werden — die Abhandlung Dr. Richard v. Pfaunders in den »Flugblättern für deutschösterreichisches Recht«. Hier ist ein kunstvolles und doch aus den natürlichen Verhältnissen gewonnenes System von »Brücken« und Abrundungen entwickelt: zunächst eine aus dem deutschen Hauptgebiet über die fast durchwegs deutsch verwalteten und mit deutschen Schulen ausgestatteten Gemeinden Pöbnitzhofen, Kanischa, Zirknitz, St. Egid, Witschein bis zur Sprachgrenze südlich von Spielfeld. Dadurch bliebe die ganze Südbahnstrecke und die Reichsstraße auf deutschösterreichischem Gebiet. Außer dieser Brücke wird noch die Einbeziehung des Mahrenberger Gebietes begründet, wodurch 35.405 Deutsche (neben 9.497 Slowenen, also 79% Deutsche) gewonnen würden. Aber auch diese Abgrenzung kann vom deutschösterreichischen Standpunkt aus nicht befriedigen: vor allem wäre die Zahl der Deutschen, die im südlawischen Staat zurückblieben, immer noch mehr als doppelt so groß wie die Zahl der Slowenen, die Deutschösterreich angehörten. Dazu kommt noch das schwerwiegende verkehrspolitische Moment: die Südbahnverbindung von Marburg nach Kärnten und Tirol ist für Deutschösterreich von außerordentlicher Wichtigkeit, ferner sind die Wasserkraftanlagen von Faal für das kohlenarme Deutschösterreich von großer Bedeutung. Pfaundler schlägt daher eine Linie vor, die dem Hauptkamm des Bachergebirges folgt, die Marburger Insel im Osten umgeht und die verbindende Brücke zwischen Marburg und der Sprachgrenze bei Spielfeld Deutschösterreich überläßt. Der Zuwachs betrüge 40.080 Deutsche und 36.310 Slowenen, den slowenischen Landgemeinden stünden als südlawische Aktivposten vor allem die deutschen Städte Pettau und Cilli gegenüber. Das Gesamtergebnis wäre demnach für Steiermark:

	Gesamtzahl	Deutsche	Slowenen
Deutschsteiermark	993.598	951.930	40.735
Jugoslawien	332.659	25.502	367.196



Villach (nach Markus Pernhart)



Das deutsche Gebiet wäre zu 95·8 % deutsch und zu 4·1 % slowenisch, das südlawische zu 6·5 % deutsch und 93·5 % slowenisch.

Diese Zahlen sind nur ein dürftiges Gerippe dessen, was das südsteirische Reben- und Sonnenland für uns bedeutet hat. Wie Südtirol war es für den Österreicher der Gruß des Südens, wie die wundervolle Tessiner Stube im berggefügtten Schweizerhaus, um mit dem Schweizer in Heinrich Federers hübscher Legende vom Herrgott und dem Schweizer zu sprechen. Rudolf Hans Bartsch hat die Schönheit dieser Höhen und Täler, die südsteirische Unermeßlichkeit immer wieder verkündet, und gerade diese Naturschilderungen werden das Bleibende seiner rasch alternden Werke bilden. Er hat auch die Bewohner geschildert, das slowenische Landvolk, das ein milder, guter und freundlicher Menschenschlag ist, arm, bescheiden, ein wenig leichtlebig, dem Fremden liebeich geöffnet und daneben erfüllt von einer fast heidnischen Naturreligion. Aber dieses Volk wird von seiner halbgebildeten »Intelligenz« abscheulich aufgehetzt, und diese tückischen, neidischen und hämischen Slowenen, deren es nur in den geschlossenen Ortschaften gibt, die sind es, die den Unfrieden in diese gesegneten Gegenden bringen. In die Städte, die deutscher Bürgerfleiß geschaffen haben. Da ist vor allem Marburg, das heute eine stille Provinzstadt ohne große Auffälligkeiten, aber von freundlichem, naturhaftem Reiz ist und das doch mit der Geschichte Alt-Österreichs mannigfach verknüpft ist. Der letzte Babenberger zog hier ein, und ein paar Jahrzehnte Ottokar II. von Böhmen, dessen alpenländische Herrlichkeit nur kurz dauerte, 1480 bedrohte sie der Ungarnkönig, der unverrichteter Dinge wieder abziehen mußte — auch die Schrecken der Elemente und schlimme Pestzeiten kamen über die Stadt, die neben dem fürstlichen Graz wohl nie recht zur Geltung kam. Aber die Marburger Burg hatte doch ihre großen Zeiten mit Hofkapellmeister, Hofmaler, Hofarchitekt, mit kaiserlichen

Gästen und einem kunstfreudigen Adel, der seine Gemächer mit den Werken italienischer und niederländischer Meister schmückte. Spätere Geschlechter haben das baukünstlerische Erbe freilich schlecht behütet. Das große Barocktor, das noch eine Zeichnung im Grazer Joanneum zeigt, ist verschwunden, das Stiegenhaus der herrlichen Loggia hat stark gelitten, besonders die Diana, die man Raffael Donner zuschreibt, ist arg verstümmelt. Es sind die traurigen Reste einer schöneren, kunstfreudigeren Zeit, und wir wenden uns gerne den Bildern der Natur zu, die Marburg die eigentliche Note der südsteirischen Gartenstadt geben. Und wir wandern hinaus in die Weingärten, in die Rebenfülle im Sonnenglanz des südsteirischen Herbstes, in die kühlen, schattigen Preßräume mit dem traubenzermalmenden, ungefügten Preßbaum und in Gasträume, in denen noch altgermanische, gebefreudige Gastlichkeit aus Küche und Keller waltet. Und dazu singt der Klapotez, wie die Wenden die diesem Lande so eigentümlichen Windklapperräder nennen, sein eintöniges, wehmütiges und doch dem Einheimischen so vertrautes Lied. Diese Klapotezalieder haben die deutsche Lyrik des unglücklichen Ernst Goll in ihrem innersten Rhythmus befruchtet, junge Grazer Dichter wie Bruno Ertler und Julius Franz Schütz, haben gemeinsam aus den Stimmungen dieser Weingärten heraus ein seltsam-groteskes Drama geschaffen und ein anderer, stiller, ganz dem Problem des Daseins hingegebener Dichter, Julius Zerzer, hat die tiefsinnige Weinlese der Zentauren geschrieben, in der die Arbeit des Winzers zum metaphysischen Symbol erhöht, ins Soziale geweitet erscheint. Die Landschaft hat ihre Dichter gezeugt, die von ihrer stummen Schönheit, von dem Leid und den Leidenschaften der Menschen Kunde geben. Und ihr treuester und verstoßener Sohn, Ernst Goll, hat die heimische Erde weithin bekannt gemacht, in seinen Gedichten vom bitteren Menschenleid ist die ganze dionysische Schönheit des Rebenlandes und die bange Tragik seines traurigen

Schicksals atembeklemmend verflochten. Ihm hatte die »intellektuelle Alpenstadt« Graz kein freundliches Schicksal beschert — sie, die so viel leichter die Wege ebnet als die menschenzermalmende Großstadt, die Stadt, die den schwächlichen Waldbauernbuben Rosegger den Weg zur heißersehnten Bildung und zur Weltbedeutung eröffnete.

Graz ist heute für die Welt nur die Stadt Roseggers. Als Detlev v. Liliencron, der über den südlichen Reiz, die romanische Baukultur des Landhauses in Entzücken geriet, nach Graz kam, galt sein erster Weg dem Weltdichter der Steiermark. Einmal freilich, da hatten die Habsburger, Ferdinand III., Erzherzog Karl II., eine Hofhaltung, und Leopold I. ordnete wenigstens eine Verbesserung der »Kommerzien« an. Die letzten Habsburger aber wichen der radikalen Stadt lieber aus, und Ernst Decsey sagt scherzhaft, aber mit Recht: den wichtigsten Zusammenhang der Habsburger mit der Steiermark bildeten zuletzt die Gamsen von Mürzsteg. Damit aber wurde nicht der Städte- und Bahnmangel behoben, der Hauptgrund der wirtschaftlichen Unbeholfenheit. Vorüber waren die Tage des guten Erzherzogs Johann, des Alpenwanderers, dem Graz nicht nur das Joanneum, sondern auch den Bahnanschluß verdankt — man wäre sonst über Pettau nach Triest gefahren . . . So ist Graz aus eigener Kraft das geworden, was es ist und hat die Kräfte geübt für die Zeit, wo es keine fürstlichen Stadtmäzene mehr gibt. Es ist zwar über dieser Vernachlässigung ein wenig zur Pensionistenstadt geworden, aber es hat doch genug innere Kräfte, um den neuen Aufgaben gerecht zu werden. Es liegt jetzt so nahe der Grenze, daß es zum natürlichen Stapelplatz der Güter wird. Es ist die zweitgrößte Stadt Deutschösterreichs geworden, es ist nicht mehr nur die baumrauschende, zu stiller Betrachtung ladende Gartenstadt, sondern ein wichtiger wirtschaftlicher und geistig-künstlerischer Punkt. Aber trotz dieser schönen und berechtigten Hoffnungen wünschen wir, daß Graz doch die Stadt des wundervollen, ganz natur-

gewordenen Stadtparkes, des tiefverschatteten Leech- und Hilmwaldes, die Stadt liebenswürdiger, peripatetisch sinnierender Originale und besinnlicher Menschen bleiben werde. Ist Bozen die Osterstadt, so ist Graz die Stadt des Frühsommers und der wundervollen Herbsttage, die Stadt behaglicher Rast bei guten Kunstgenüssen, die weithin ins steirische und kärntische Land ausstrahlen, wie des wackeren Hippolyt Böhm Konzertunternehmungen in Marburg, Bruck, Cilli, Pettau, Klagenfurt, Villach gezeigt haben. Es ist auch zu wünschen, daß Graz seine Anziehungskraft auf das umliegende Alpenland, die seine »Herbstmessen« vor dem Kriege bewiesen, wieder ausübe. Es waren immer große Tage, Festtage des alpenländischen Handwerks und Gewerbes, das seine Erzeugnisse zu gewinnbringender Schau stellte. Man begann historisch und zeigte das altsteirische Handwerk — den berühmten goldenen Landschadenbundbecher, die herrliche Sakristeitür aus Bruck a. d. Mur, die älteste steirische Handwerksurkunde vom Jahre 1381 und daneben das neugeschaffene Feinhandwerk, das eine Renaissance des Handwerkertums begründen soll. Diese Herbstmessen müssen zum Treffpunkt alpenländischer wirtschaftlicher Interessen ausgestaltet werden, etwas weniger Rummel und mehr Ernst im Sinne deutscher Werkbundausstellungen, damit der Spruch des wackeren Ottokar Kernstock zu Ehren komme:

»Mit Werken muß bewähren
Den wahren Wert der Mann.
Als Meister wird man ehren
Den, der am meisten kann.«

In der Schweiz hat sich während des Krieges die Forderung nach vermehrtem Inlandabsatz heimischer Erzeugnisse eingestellt. Man will in volkswirtschaftlicher Hinsicht schweizerisch denken. Aber man will damit gleichzeitig eine Steigerung der Qualität erzielen, weil dadurch ganz allgemein ein günstiger Einfluß auf die Lebensführung des Volkes herbeigeführt werden kann.

Diese kulturpolitischen Gesichtspunkte müssen sich auch die alpenländischen Wirtschaftspolitiker zu eigen machen, und Veranstaltungen, wie die Grazer Herbstmesse, sind ungemein geeignet, die heimische Kaufkraft zu steigern, den Qualitätssinn zu fördern. Neben dem nationalen Markt wird aber auch der ausländische in Betracht kommen und wenn man auch in den Alpenländern aus begreiflicher politischer Erbitterung die politische Föderation der ehemaligen Donauländer ablehnt, so wird es doch in ruhigeren Tagen zu handelspolitischen Berührungen mit den an Naturprodukten reichen Nachbarstaaten kommen, wobei so große und populäre Warenkonzentrationen, wie sie die Herbstmesse darstellt, von großer Bedeutung sind. Die steirischen Naturschätze, besonders das Eisen, müssen rasch zu ganz anderen Ehren kommen, und wenn erst die Wasserkräfte rationell ausgenützt sind, wird neues Leben in die stillen Täler einziehen. In ganz Europa findet sich kein Gebiet, in dem so viele moderne Ruinen stehen, wie in der Steiermark, wo durch die Konzentrierung der Eisenindustrie ungezählte kleine Werke, die ihren Besitzer gut nährten, tot und in Trümmern liegen. Jedes dieser Werke hatte seine Bedeutung für die Bauernschaft der Umgebung, die Absatz für manches ihrer Produkte gegen bares Geld dort fand. Das Totlegen vieler dieser Werke hat die Verarmung der Höfe in ihrer Nähe zur Folge gehabt, der Tiefstand der Viehpreise durch viele Jahre hat weiter am Bauernbesitz gezehrt. Der Bauer geriet in Verschuldung, es mußte der Wald erhalten, und es setzte der oft beklagte Verkauf unzähliger Güter und Gütchen an Großgrundbesitzer und Kapitalisten ein und die Verödung vieler Almen, weil es den Gemeinden an Vieh gebrach, um sie voll zu besetzen. Das Steigen der Preise für landwirtschaftliche Produkte hat einigen Ersatz gebracht, aber es wird rationeller Wirtschaftsmethoden bedürfen, um die Menschen an die heimatliche Scholle zu fesseln.

Das gilt für die ganzen Alpenländer, aber ausge-

sprochen hat das Wort: »Zurück zur Scholle!« der steirische Weltdichter Peter Rosegger, dessen sozial- und nationalpolitisches Wirken in den Alpenländern von größter Wichtigkeit war. In seinem ganzen Lebenswerk ist sein sozialpolitisches Erbe verstreut — im Erdsegen, wie in Jakob dem Letzten, überall finden sich alpenländische Probleme, die heute noch nicht gelöst sind. Das weithin sichtbarste Werk aber ist die Millionensammlung für den Deutschen Schulverein, wodurch viele Tausende Deutsche an den Sprachgrenzen vor der Slawisierung gerettet wurden. Wenn heute im bedrohten Gebiet gegen die jugoslawischen Usurpatoren mit Wort und Tat Widerstand geleistet wird, so hat Roseggers Werk mit Teil an diesen männlichen Taten nationaler Selbstbehauptung. Wie sehr Rosegger an seiner Schöpfung gegangen, beweisen die wundervollen Briefe, die er mit dem Kärntner Abgeordneten J. W. Dobernig, einem der lautersten und selbstlosesten Politiker, gewechselt hat. Die Freundschaft mit Dobernig datiert weit zurück: in den achtziger Jahren korrespondieren sie bereits über literarische Dinge, denn Dobernig war in Triest und Klagenfurt Journalist gewesen und hatte neben der politischen zeit lebens auch eine dichterische Seele, die freilich unter den schweren Tagessorgen des Politikers immer mehr zum Schweigen verurteilt wurde. Dobernig war in seiner Triester Zeit einer der eifrigsten Mitwirkenden an dem dortigen Schiller-Verein, hier wie später in Klagenfurt um Verständnis für deutsche Dichtung werbend. Diesem bewährten Freunde, an den er in schöneren Zeiten manche launige Zeile gerichtet hatte, klagt Rosegger seine Sorgen um das Deutschtum in Österreich, das ihm, wie aus diesen vertrauten Briefen, ebenso wie aus seinen öffentlichen Kundgebungen hervorgeht, innerste Herzenssache war. So schreibt er im Jahre 1914 in einem Briefe an Dobernig: »Ich will's auch nicht sagen, wie verzagt ich oft bin um unser Volkstum. Wenn man nur wieder lieber körperlich arbeiten und einfacher leben wollte! Alles will hinauf

Dr. Peter Rosegger (an J. W. Dobernig).

Graz. 12. I. 1917

Unseres Freund!

Je länger ich nachdenke, je mehr
bin ich überzeugt von dem, was Sie
über mein Lebenswerk sagten.
Sie sehen ja, was diese Rolle in der
Bildnis meinem Gesetze bedeutet.
Ich habe wirklich Überzeugungen, wo mich
Irrtum, was ich einmal geschrieben
bin, möchte ich doch schon in der Lage
liegen. Aber mit dem Geiste weiß
ich nicht mehr mehr, wissen wir
nicht möglich, es für mich zu
mündigen zu sein. ^{zu} Überwinden,
kann es mich in die Lage bringen
können, selbst anderen etwas
zu helfen.

Der Frage, wie es kann, daß ein
großes Lebenswerk so vollkommen
kann, habe ich beantwortet mit
Mißgelingen u. Enttäuschungen. Mein
Vater war in seinen "besten" Jahren
unbeglückt in Folge eines Nerven

[illegible]

„Der Mensch muß sich mit der Freiheit
Alles das können finden trodnen,
was ihm Meinung. Man, jetzt ist die
Forderung der; Leben ohne Gewalt
und Tod ist der Dämon, wenn die
Freiheitskämpfer nicht mit n. n. n. n.
jüngere hat, gegen die der alte Leben
in jenen Kampf mit Freiheit
gewinnen.“

Mit Recht hat es haben der Herr
Bergmann: „Die Freiheit ist die
wie dem die Freiheit ist die Freiheit
für die Freiheit und Freiheit. Man
ist nicht mit Freiheit, jetzt ist die Freiheit
der Freiheit in Freiheit man hat,
die in Freiheit ist die Freiheit
n. die Freiheit ist die Freiheit
zu den Freiheit. Ob die Freiheit
hat nicht die Freiheit, nicht
ist nicht. Es ist die Freiheit, die
nicht die Freiheit ist die Freiheit
nicht ist; es nicht ist die / wie
die die Freiheit ist, nicht ist
nicht ist die Freiheit ist die Freiheit
Freiheit, wenn man die Freiheit
haben in der Freiheit ist die
Freiheit ist. Es ist die Freiheit

Lesen des Binges für möglich,
daß die Consequenzen n. d. Tugend,
Sinnlichkeit, einander vollkommen
zu demselben bringen, daß die Con-
sequenzen einander nicht bestimmen n.
bestimmen - kurz, daß die Menschen
es müssen, daß jeder zweier das
Bessere seines Amtes haben muß.

Obwohl das jetzt fortgesetzt werden, in
der ersten Welt nicht zu befehlen,
wegen d. Ich aber habe in einem
heiligen Leben, das ich längst
hoffen der Heiligkeit anstreben
müßte, die Befehle ganz und
daß man mit Heiligkeit n. Reue
auch andere mehr verbindet, als mit
einem Geiste, das ich dem Gei-
ste von den Tugenden kann bis zu
dem aufzulegenden Weltkriege. *)

Weshalb die, liebe Freunde, durch
gütlich im Leben die heiligen Tugenden
gewissen sein, als ich jetzt nur, ich
zu schreiben.

Dein Händchen!

W

Heinrich Reisinger

*) Man soll nicht an, daß die Tugenden
in der Tugendwelt geschehen, nicht die
einen Mann, die Tugend, die Tugend.

und derweil unterminieren fremde, eingewanderte Arbeiter unsere Grundfesten. Wenn wir uns nicht mehr an die Scholle klammern wollen, ist es kein Wunder, wenn wir hinausgedrängt werden. Mir scheint, weniger mit dem Schwert als mit Pflug, mit dem Hammer lockern uns die Slawen los. Ihre Beispiele, daß nun selbst Oberösterreich nicht mehr sicher ist, quälen mich. Gesteigerte Agitation für die Lex Kolisko! Wir brauchen sie, wer organisiert sie? Mein Gott, da zeiht man uns immer des Angriffes und wir sind kaum stark genug zur Verteidigung. Wenn ich aber einen deutschen Landmann auf dem Felde, einen deutschen Gewerbsmann in der Werkstatt zuschau, da wird mir wieder zuversichtlich.« Und in einem anderen Briefe (vom 5. Jänner 1913) heißt es: ... »Die Hauptfront des Feindes sitzt jetzt im Süden. Uns deutsche Älpler hat das Geschick fast plötzlich ins Vorderreffen gestellt. Also wird der Deutsche Schulverein seine Haupttätigkeit nach Süden verlegen müssen. Und besonders unsere große Sammlung wird den südlichen Grenzen zukommen müssen, aber nicht in dem Sinne, daß die Gegner Deutsch lernen, sondern daß die Deutschen deutsch bleiben. Sie, ein treuer Eckart unseres Volkes sind mit mir der gleichen Meinung; daß Sie den Deutschen Schulverein möglichst dahin beeinflussen, daß die Schutzsammlung unseren südlichen Deutschen zugute kommt, das ist mein Wunsch. Die Ereignisse der letzten Zeit haben das eine unschätzbare Gut gezeitigt, daß die Deutschen in Österreich sich wieder gefunden haben und endlich wieder einmal erkannt werden als das, was sie für das Reich sind. Das gibt uns frisches Heimatsgefühl. Es ist für unsereinen gut schlafengehen, wenn man sich sagen darf, die Nachkommen werden in Österreich ein deutsches Vaterland haben. Eine deutsche Heimat und ein gesittetes Volk in ihr, das ist so ziemlich der Inhalt meines Lebens und meines letzten Wunschs.

Teurer Gesinnungs- und Arbeitsgenosse, es grüßt Sie dankbar Ihr alter

Peter Rosegger.

Diese Briefe sprechen laut und deutlich für die Reinheit der deutschösterreichischen Sache und ihrer Vorkämpfer. Rosegger ist alles andere als ein alpenländischer Partikularist. In der ihn wie Dobernig innerlich stark berührenden Kriegswaisenfürsorge wünscht er ein einheitliches Vorgehen der Alpen- und Sudetendeutschen und hofft, daß diese rein humanitäre Gemeinsamkeit der Deutschen auch mildernd und annähernd in kleineren Parteisachen wirken wird: »Meine Sehnsucht nach einer großzügigen Einheitlichkeit der Deutschen in Österreich begleitet mich seit meiner Jugend und wird wohl erst mit meinem letzten Herzschlag zur Ruhe kommen.« Ganz prachtvoll aber ist der politische Beichtbrief, den Rosegger am 25. Juni 1917, also gerade ein Jahr vor seinem Tode, an Dobernig richtete und der wohl als das politische Testament Roseggers gelten darf. Er sei daher vollständig wiedergegeben:

Geehrter, lieber Freund!

Wenn man Euch so zuschaut, wie's im Parlament hergeht, so möchte man Euch wirklich gern manchmal dreinreden; man brauchte deshalb ja gerade kein Leitartikel schreiber zu sein, man kann sich auch so blamieren. Die praktischen Parlamentäre werden mich ja derb auslachen, wenn ich sage, wie ich mir im Groben die Lösung unseres Nationalitätenelends denke: staatlich geeint in Österreich, national selbständig jedes Volk. Die nationale Selbständigkeit in der angestammten Gesittung, im geistigen und sittlichen Leben, in Religion und Schule u. s. w. ist doch wirklich das Recht eines jeden Volkes, nur muß es gepaart sein mit Duldung und Vorurteilslosigkeit gegen Nachbarvölker. Wenn man einmal grundsätzlich und praktisch so weit wäre, dann würde auch in der einmal notwendigen Staatssprachenfrage der Trotz nachlassen. Ob das bei den bisherigen Männern der Regierung, bei der bisherigen Zusammensetzung des Reichsrates möglich ist? Der Mensch ist ein Gewohn-

heitstier und will von den altbekannten, ausgetretenen Pfaden nicht ablassen, selbst wenn er sieht, daß es auf denselben nicht geht. Und es geht nicht bei uns, so wie es bisher war und gemacht wurde. Da ist immer die Rede von einem neuen Österreich. Ich sehe keines. Ein Schulbübel in der Taferlklass' lernt mehr als wir alle zusammen in diesem Kriege gelernt haben. Wir Deutschen tragen daran allerdings noch die geringste Schuld, wir wollen und dürfen in unserem Rechte auch nicht einen Schritt nachgeben, aber wir sollen beweisen, daß uns nicht bloß an unseren nationalen Rechten gelegen ist, daß wir auch unsere anderen nichtdeutschen Volksgenossen national selbständig sehen wollen. Ich glaube, daß sich dann (vom leidigen Justamentsstandpunkt befreit) die anderen Fragen leichter lösen würden.

Ich würde mich hüten, solches einem andern zu schreiben, als Ihnen, lieber Freund; es müßte mißverstanden werden. Sie kennen mich, meine Ideale und wohl auch meine Verzagtheit über die jetzigen Zustände. Jetzt herrscht im Parlament zwischen den Völkerschaften eine Feindseligkeit, aus der nichts dauernd Gutes kommen kann. Neue Wahlen, neue Menschen, neue Ideen! Es sitzen im Reichsrat ja viele hochtalentirte, hochehrenwerte, objektiv und gütig denkende Menschen, davon einer ist mein Dobernig; aber unter der bekannten Atmosphäre sind sie machtlos. »Staatlich geeint, national selbständig.« Die Marke ist nicht mehr neu und ich meine, mit ihr ließe sich etwas machen. Wenn man auch sagen kann, national selbständig sind unsere Völker heute schon, so ist das nur zum Teile richtig; es sind doch zu viele Hemmungen, die Reibungen und Explosionen erzeugen. Neben dem natürlichen Eigennutz der Gruppen hat ja auch das Wohlwollen noch Raum. Nicht sosehr die Kämpfe an den Fronten, als vielmehr die im Innern des Reiches sind so trostlos und in solcher Stimmung, verzeihen Sie, mußte ich Ihnen diese Zeilen schreiben. Wann werden wir miteinander wieder einmal plaudern?

Könnte ich Ihnen Einiges von dem ländlichen Frieden mitteilen, der mirs hier so gut meint, ohne aber meine Bangigkeit lösen zu können. Seien Sie herzlich begrüßt!

Ihr alter

Peter Rosegger.

Man fühlt die tiefe Aufrichtigkeit, die treue Sorge, die aus diesen Briefen spricht — Peter Rosegger und J. W. Dobernig hatten ihr Leben vollendet, als ihr Traum: die gesicherte Stellung der Deutschen im alten Österreich, zusammenbrach. Es blieb ihnen erspart, die Bedrohung der engsten Heimat nicht durch den äußeren Feind, sondern durch den zum feindlichen Nachbar gewordenen ehemaligen Reichsgenossen zu erleben. Aber der steirische Dichter und der kärntische Volksmann sind gute geistige Vorkämpfer und ihre Freundschaft ist ein schönes Sinnbild kärntisch-steirischer Waffenbrüderschaft für jetzt und alle Zukunft.



Graz (nach einem alten Stich)



ALPENLÄNDISCHE KULTUR- POLITIK

1. Wien und die Alpenländer.

Aus Graz ist uns kürzlich ein gutes Wort zu Gesicht gekommen. Es stand in der »Tagespost« und stammt von dem bekannten Musikschriftsteller und Dichter Ernst Decsey, der vielleicht gerade weil er aus der Wiener Heimat, die er in den Romanen »Du liebes Wien« und »Die Stadt am Strom« liebevoll geschildert hat, in die »Provinz« verschlagen ward, einen schärferen Blick für die politischen und geistigen Beziehungen und Hemmungen zwischen Wien und den Alpenländern hat als die autochthon gebliebenen Wiener und Alpenländer. Dieses Wort lautet: Die Abtragung des Semmering. Dieses Wort hat Flügel bekommen — man hört es seither da und dort, im Café, auf der Eisenbahn, überall wo es Leute gibt, die ihre Meinung fix und fertig aus dem Morgenblatt beziehen. Aber wenn sie eine so ausgezeichnete Meinung beziehen, so kann man zufrieden sein. Decsey sagt: das Herz von Deutschösterreich liegt heute im Alpenland. Aber in Wien hat man das lange nicht einsehen wollen. Der Wiener steht mit dem Gesicht nach Norden und Osten. Er hat die Augen in Böhmen, Mähren, in Ungarn,

die Alpenländer liegen in seinem Rücken, die Sudeten erfüllen den Wiener Gesichtskreis. Von den gesamten Alpenländern kennt der Wiener am besten das Salzkammergut, weil der Allerhöchste Hof im Sommer ins Salzkammergut zu gehen pflegte. Der Kaiser begab sich nach Ischl, also begab sich auch der »bessere« Wiener dorthin und studierte die Alpenländer im Ischler Kaffeehaus. Dann kennt der Wiener den Semmering, das Hotel Erzherzog Johann ist der äußerste südliche Punkt seiner vaterländischen Kenntnis. Den Wiener trennt vom Marburger eine weitere Welt als vom Lemberger und Znaimer: er weiß nicht, daß dort ein kräftiger, fleißiger, leidengeschulter Menschenschlag lebt. Das kommt, wie Decsey richtig sagt, davon her, daß ein Großteil der Wiener Intelligenz in den fünfziger und sechziger Jahren aus Böhmen, Mähren, Westungarn, Galizien eingewandert ist. Ihre Seele sucht die alte Heimat: Bisenz . . . Und, fügen wir hinzu, nicht nur die Seele, auch das wirtschaftliche Interesse war nach Norden und, freilich mit wenig Glück, nach Osten gerichtet. Dort lagen die Kornkammern der Monarchie: Böhmen und Ungarn, die kargen Alpenländer gaben der eßfreudigen Millionenstadt zu wenig, daher waren sie das Aschenbrödel, trotz des guten Weixelbodener Trinkwassers, dem wohl auch mit zu verdanken ist, daß Wien, abgesehen von der unentrinnbaren Grippe, kein Seuchenherd geworden ist. Aber auch das steirische und kärntische Eisen wird die Industrie schätzen, die ungeheuren Wasserkräfte der Alpen werden der gesamt-deutschösterreichischen Industrie und nicht zuletzt der alpenländischen Landwirtschaft zugute kommen, so daß der goldene Segen, der heute nur die Ebenen Ungarns und Mährens in ergiebiger Fülle schmückt, wenigstens für den bescheidenen Hausbedarf auch in die Alpentäler einzieht — was ist doch mit rationellen wirtschaftlichen Methoden dem spröden Boden der preußischen Mark alles abgerungen worden! Freilich wird es für Wien immer notwendig sein, zu den schätzereichen

Sudetenländern handelspolitische Beziehungen zu pflegen, aber trotz alledem wird man an die Abtragung des geistigen Semmering, der zwischen Wien und den Alpenländern aufgerichtet ist, schreiten müssen. Denn von hier erhält Wien eine frische, ungebrochene Geistigkeit, es kann ein besseres Wiener Geschlecht aufgefüllt werden, denn die sogenannte Provinz mag vielleicht heute im ästhetischen Feinurteil des Café Central hinter dem Weltstädter zurück sein — an politischer Reife, aber auch vielfach an ungebrochenen künstlerischen Instinkten, an ehrlichem Kunstwillen und unverschmockter Begeisterung ist die Provinz dem Großstädter zumindest nicht unebenbürtig. Es trifft hier ein unpolitisches Wort Woodrow Wilsons aus früheren Zeiten zu: »Das wahre Schrifttum kommt aus dem Freien, wo die Luft frisch ist und Natürlichkeit zum Gesetze wird.« Wo ist diese Natürlichkeit mehr zu Hause als auf den Bergen und bei ihren Bewohnern, die aber ihrerseits wieder die Nähe eines großen Kulturzentrums brauchen, das ihnen die in den europäischen Großstädten geprägten geistigen und künstlerischen Werte vermittelt, das ihnen ein Markt ist für ihre Produkte, ein Symbol und Mittelpunkt ihrer politischen, wirtschaftlichen, geistigen Kraft. Und das ist Wien seit Jahrhunderten gewesen, erst als die zentralistischen Kräfte nachließen, als sich die fremdnationalen Kulturen absonderten, als das alte Österreich-Ungarn in jahrzehntelangem Todeskampfe zu Grabe getragen ward — da lockerten sich auch die Beziehungen zu den Alpenländern. Beide Teile litten darunter. Wien verlor sein bajuvarisches Gepräge, es wurde eine west-östliche Großstadt und pflegte nur mehr traditionell die Alt-Wiener Museal- und Theatererinnerungen. Die Alpenländer aber besitzen kein Zentrum, das stark genug gewesen wäre, die überall verstreuten Kräfte zu sammeln, die sich entweder kümmerlich verkrochen oder in der Welt verloren. Man liest mit stiller Wehmut das wundervolle Kapitel in dem vor kurzem erschienenen dritten Bande von Josef Nadlers genialer Literaturgeschichte

der deutschen Stämme und Landschaften: welche Fülle von Gestalten gerade aus dem innerösterreichischen, alpenländischen Kulturkreis zieht da vor unserem geistigen Auge vorüber! Da ist der Steirer Johann Josef Fux, Leopolds I. Hofkomponist und Hofkapellmeister, der große Messen und die Musik zu den Opern des Hofes schuf, an dessen 1725 zu Wien erschienenem »Gradus ad Parnassum« ganze Menschenalter von Musikern das Tonsetzen lernten. Da ist der vermutlich im steirischen Knittelfeld geborene Josef Anton Stranitzky, zwar tschechischen Namens, aber in seiner Kunst der reinste Ausdruck der bajuvarischen Stegreiftheaterfreude, die sich seltsam mit der Barockbühne berührte, wie diese unliterarisch war, sich nicht auf unverletzliche Texte festlegte und in der Synthese mit dem barocken Kunstdrama das klassische bairische Drama schuf, das in Raimund, Nestroy, Grillparzer als den Höhepunkten dieser spezifisch süddeutschen Entwicklung gipfelte.

Und im engsten Zusammenhang mit dem Barock- und Stegreiftheater, mit der Hof- und der Volksbühne in Wien standen die Bühnen in den Alpenstädten Salzburg, Innsbruck, Graz — nicht Provinzbühnen, sondern wirkliche Hofbühnen, sowie diese Städte keine Provinz-, sondern Residenzstädte waren. Die Blütezeit des Salzburger Barocktheaters hängt auf das engste mit der Gründung der Universität durch Erzbischof Paris Lodron zusammen. Sie wurde ebenso wie die großen Abteien Ettal und Kremsmünster die Heimstätte benediktinischer Barockkultur. In Salzburg, dem »deutschen Rom« begünstigte die Internationalität der Kirche die international-barocke Kunstdichtung, ein Fronleichnamzug in den Tagen des Wolf Dietrich oder Markus Sittikus fand etwa nur in Rom oder Madrid seinesgleichen, aber auch das profane Leben gewann üppige, glühende Farben, und im Theater spiegelt sich die ganze naive Lebens- und Schaffensfreude des bayrischen Alpenvolkes. Mehr als hundert Auszüge aus den Spielbühnen sind aus der Zeit von 1620 bis 1715

erhalten, 29 Benediktinerdichter, 22 Tonsetzer sind aus dem 17. Jahrhundert, in dem Deutschland aus hundert Wunden blutete, aus Salzburg allein bekannt. Und der Salzburger Simon Rettenpacher ist eine noch zu wenig gewürdigte, von Nadler zum erstenmal in seiner vollen Größe beleuchtete repräsentative Gestalt der österreichischen Geistesgeschichte. Sein Lebensweg führt ihn zunächst in die Fremde, er studierte in Siena, Rom und Padua, füllte seine Seele mit dem Geiste des Orients, dessen Sprachen er als gründlicher Kenner betrieb. In Kremsmünster schrieb er jenes merkwürdige deutsche Schauspiel »Frauen-Treu«, das in Salzburg bei Joh. Bapt. Mayr im Jahre 1682 erschien, von dem die Wiener Hofbibliothek das einzige erhaltene Exemplar besitzt. Wichtiger als die Fabel sind die allegorischen Gestalten, in deren Mund der auf der Höhe des Lebens stehende Dichter tiefe Weisheitslehren legt, die aus den schmerzlichen Erschütterungen des Dreißigjährigen Krieges, der die Jugend des Dichters verdüsterte, nachhallten und die in eine Lobpreisung des Friedens ausklingen, die wir heute mit Ergriffenheit lesen. Und wir lesen heute mit Trauer die machtvolle Ode »Germania invicta, si coniuncta«, die Eduard Samhaber verdeutschte, die aber noch des genialen Erweckers harrt. Sie klingt aus in die frohe Zuversicht:

»Keinen Kriegssturm brauchst du, o Volk, zu fürchten,
Schlingt um dich ihr mächtiges Band die Treue.
Bist du einig, wirst du allein die fremden
Horden verscheuchen.«

So gilt auch für Rettenpacher das Wort Adolf Pichlers über den »deutschen Horaz« Jakob Balde:

»Freilich schrieb er Latein und maß horazische Strophen,
Doch das lateinische Kleid deckte das deutscheste Herz.«

Deutsche Herzen schlugen überall im Alpenland und auch in Wien: ja, man kann, wie es Max Mell in einem schönen Essay tut, mit vollem Recht von einem »bayrischen Wien« sprechen — bayrisch im weitesten ethno-

graphischen, alpenländischen Sinn genommen. Das Urwüchsige und dabei Harmlose der Alt-Wiener Art ist bajuvarischen Stammes, noch war der Stephansturm ein Magnet, der weithin in den deutschen Südwesten wirkte, immer wieder kamen mächtige Zuflüsse bayrischen, schwäbischen, alpenländischen Blutes — aus Süddeutschland kam der gewaltige Prediger und große Satiriker Ulrich Megerle, der seinen guten Schwabennamen hinter dem fremdländischen Pseudonym Abraham a Sancta Clara versteckte, die Donau herabschwamm auf einem mit bayrischen Fahnen geschmückten Floß Wiens populärster Theaterdirektor Carl — bajuvarisch war das Theater des Volkes in den Vorstädten, aus den mittleren und unteren, völlig deutschen Volksschichten stiegen die Bühnentalente, die Huber, Korntheuer, Ennöckl, die Strampfer, Gallmayer und Geistinger herauf in die Höhen international anerkannter Kunst. Auch die Schaffenden waren mit dem deutschen Kleinbürgertum Wiens eng verwurzelt: der geniale Hafner, der deutschösterreichische Gozzi, war der Sohn eines Amtsdieners (der damals noch kein aktenstehender tschechischer Lakai war), Raimund der Sohn eines Drechslermeisters, Kürnberger, dieser prächtige Journalist und große Schimpfer, war der Sohn eines Laternanzünders, was man als Symbol für den Beruf des Sohnes gelten lassen kann. Und von diesen deutschen Wienern läuft die Linie hinüber ins oberösterreichische Alpenvorland, zu Grillparzer, dessen bayrische Ahnentafel uns die fleißige Gelehrtenhand Payers von Thurn entworfen hat, zu Anzengruber, dem Abkömmling eines oberösterreichischen Bauerngeschlechtes, dem Freunde Peter Roseggers, der in Wien nie heimisch ward, aber doch einen Freundeskreis hier besaß.

Das alles ist heute eine versunkene Welt und hat scheinbar recht wenig mit den ernsten Dingen zu tun, die heute uns in ihrem Bann halten. Aber nur scheinbar — denn alle diese künstlerischen und geistigen Dinge sind nur die oberste Blüte einer tiefgehenden Verflechtung wiene-

rischen und alpenländischen Wesens, die ein Beweis ist, daß es nicht immer ausschließlich die wirtschaftlichen Interessen sind, die Städte und Länder verknüpfen. Freilich mögen für das bescheidenere Alt-Wien auch die Naturschätze der Umgebung genügt haben — die Reiseberichte wissen aber doch schon von den damals noch auffallenden national gekleideten Gestalten der Ungarn und Slowaken zu erzählen. Von kultureller Bedeutung für Wien waren diese fremden Gäste niemals. Das spiegelt sich auch in der Kunst: der Böhme ist erst spät ins volkstümliche Wiener Theater eingezogen, bei Nestroy findet sich noch keine Figur, die ihre Komik aus den mangelhaften Sprachkenntnissen nichtdeutscher Völker holte. Und man lese bei Friedrich Schögl die Charakteristik des alten Volksängers Kampf, der in allerdings grotesker, aber durchaus gutmütiger Persiflage den nach Wien eingewanderten Urtschechen charakterisiert, der sich aus Spekulationstrieb hier germanisiert, eine »Wittfrau mit klane Eckhäusl« findet und heiratet und schließlich als »reiche Seilerermaste« echt wienerisch-fidel werden will. Man hat gegen den guten Kampf allen Ernstes den Vorwurf erhoben, er mache die »böhmische Nation« lächerlich, und es kam zu einem politischen Skandal. Die Zeiten hatten sich geändert: es war ungemütlich geworden und heute ist auch in Sievering und Grinzing zwar noch guter Wein, aber kaum eine Spur dieser harmlosen Stegreifkunst zu finden: die wienerische Tschechenfrage ist längst ein sehr ernstes realpolitisches Problem geworden. Wie ernst dieses Problem ist, das hat gerade in jüngster Zeit die vom Verein »Das tschechische Herz« herausgegebene Broschüre »Das tschechische Wien« bewiesen. Hier wird den Wienern klipp und klar auf den Kopf zugesagt, daß sie eigentlich in einer tschechischen Stadt leben: wirtschaftlich, denn der Direktor der Wiener Filiale der Živnostenská banka, weiß von den Wiener Tschechen zu sagen, daß sie heute nicht mehr Dienstboten und Lehrbuben, sondern Gewerbetreibende, Fabrikanten,

Geschäftsleute, Advokaten sind und über große Kapitalien verfügen. Und die Volkszahl der amtlich mit 100.000 Köpfen bezifferten Tschechen wird bis über eine Million hinaufgesteigert mit genau derselben Argumentation, mit der die Jugoslawen gegen Kärnten operieren: die deutschen Wiener von heute seien eigentlich germanisierte Tschechen. Und wenn der Südslawe Fabiančić sich auf die angeblich altslowenische Herzogseinsetzung in Kärnten beruft, so verweist der Tscheche Dr. Jetel auf den »Heidenhain«, wie der Platz vor dem Stefansdom auf dem ältesten Plan von Wien heißt und schließt seine historische Perspektive mit der putzigen Logik: »Indem wir Wien erobern, nehmen wir nur zurück, was uns die Deutschen genommen haben.« Ja, die Herren haben eine ganz bestimmte Absicht: sie wollen in Wien — oder gleich am Semmering, der ja ohnedies einen slawischen Namen trägt — den südslawischen Brüdern die Hände reichen und so das große Slawenreich der Tschechen, Slowenen, Slowaken herstellen. Und man weiß die Stimmung in Deutschösterreich, die separatistischen Neigungen sehr geschickt auszunützen: »Die Deutschen Wiens, die in den übrigen Ländern Deutschösterreichs ohnedies nicht beliebt sind, werden sich bald beruhigen und mit einer Lage abfinden, die ihren nationalen Schmerz durch wirtschaftliche Vorteile mildert.« Man wird in Wien vielleicht die Achseln zucken, wie man es immer getan hat, bis die Tatsachen da waren: die tschechische Nachbarschaft in Preßburg, der Vormarsch in Niederösterreich wird aber auch den weltwohlgläubigsten Alt-Wienern zu denken geben.

Schon aus diesem sehr einleuchtenden Grunde haben die politischen Führer der Alpenländer die Pflicht, an Wien festzuhalten und die separatistischen Bestrebungen der einzelnen Länder, die gewiß manche berechtigten Gründe haben, im gesamtdeutschen Interesse in die richtigen Bahnen zu lenken. Diese Sonderungswünsche sind zuerst von Tirol herübergeklungen.

Tirol war immer eine Welt für sich, es war auch wirtschaftlich nie an Wien gefesselt, es gravitierte vielmehr nach München. Münchener Zeitungen beherrschen die öffentliche Meinung, bayrische Gäste sind immer willkommen. Ich war knapp vor Ausbruch des Weltkrieges mit dem Münchener Literaturhistoriker Universitätsprofessor Artur Kutscher und seinen Schülern in einigen Bauerntheatern Nordtirols und überall wurden die »hohen Gäschte« aus München begeistert empfangen, ja, im Innsbrucker Pradltheater gab es sogar weißblau geränderte Theaterzettel uns zu Ehren! Zu dieser sehr begreiflichen Anziehungskraft Münchens, das ja auch eine geistig bewegtere, freundlichere und billigere Stadt als Wien ist, kamen in letzter Zeit noch sehr ernste Bedenken gegen die Wiener Regierung. Man sah sich wie im Jahre 1809 schutzlos preisgegeben, man sah in Wien noch immer den verhassten Bureaumatismus am Werke, den Hermann v. Gilm mit den herben Worten gekennzeichnet hatte:

»Überall Staats- und Kirchendiener,
In Kanzleien und Komptoren.
Offiziere, Kapuziner,
Philosophen, Weiberkenner,
Nirgends Männer.«

Dazu mögen immerhin auch klerikal-monarchistische Einflüsse kommen, denn die Gilm sind auch heute noch eine kleine Minderheit im »heiligen Lande«. Aber es ist jene fast rätselhafte rätische Urkraft, die die Großstadt überhaupt als wesensfremd haßt, wie es sich in Artur v. Wallpachs Lyrik mit deutlicher Schärfe ausspricht. Das rätische Land ist noch wichtiger als der Kaiser, der Tiroler ist zwar treu, aber alles eher als ein schwarzgelber Lakai. Die republikanische Gesinnung bereitete sich langsam vor und ist auch heute ebenso lebendig wie in den übrigen Alpenländern. Im benachbarten Kärnten hat der republikanische Gedanke im Verein mit der Bedrohung durch die Jugoslawen eine gut organisierte, in Velden am Wörther See konzentrierte Bewegung für die

unabhängige, international garantierte, deutschslowenische Kärntner Republik ausgelöst, ein Gedanke, der im bedrohten Lande manchen Widerhall fand. Die »Freunde der Kärntner Republik« haben ein ausführliches wirtschaftliches und politisches Programm ausgearbeitet, das von dem natürlichen, einheitlichen Wirtschaftsgebiet Kärntens ausgeht und eine Reihe wirkungsvoller Argumente aufweist. Die zukünftige Lage des geteilten und in eine Reihe wenig zusammenhängender Komplexe zersplitterten Kärnten wird mit Recht als eine ungemein traurige geschildert und als einzige Rettung die Internationalisierung der so überaus komplizierten Sprachgrenze und die unabhängige Kärntner Republik angegeben. Die Sprachenfrage wird mit dem alten Kärntner Spruch: »Jeder soll reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist« ziemlich einfach bereinigt, etwas schwieriger ist das wirtschaftliche Problem zu lösen. Man verweist auf noch kleinere Staaten: Montenegro, Luxemburg, Island. Und man richtet sich eine Natural- und Tauschwirtschaft ein, wobei Kärnten mit Eisen, Blei, Magnesit, Holz, Leder, Vieh die notwendige Einfuhr von Getreide, Textil- und Kolonialwaren bezahlen soll, ferner sollen Zucker, Kaffee, Tee, Wein, Zündhölzer, Tabak durch Monopolisierung des Einkaufes zu starken Einnahmsquellen ausgestaltet werden. Allerdings denkt man nicht an eine dauernde wirtschaftspolitische Isolierung, will sich aber den freien Anschluß an eines der sich im Laufe der Entwicklung herausbildenden großen europäischen Wirtschaftsgebiete vorbehalten. Als letztes und wichtigstes Argument wird ein pazifistisches aufgestellt: Kärnten als neutrales Grenzland dreier Staaten wäre eine Friedensgarantie, ähnlich der Schweiz, die ebenso wie auf Tirol auch auf Kärnten eine große geistig-politische Anziehungskraft als vorbildliches Alpenland ausübt. Nun hat man aber in Kärntner politischen Kreisen selbst darauf aufmerksam gemacht, daß die Schweiz viermal so groß ist als Kärnten, daß sie eine achtmal größere Einwohnerzahl hat, daß ihre

hauptsächlichsten Einnahmequellen ihr weltberühmter Fremdenverkehr, ihre im Laufe vieler Jahrzehnte entstandene Feinindustrie und ihre Viehzucht ist. Und trotz dieser reichen Hilfsquellen, trotz der in jahrhundertelangen Kämpfen vorbildlich ausgebauten demokratischen Staatsordnung war der Schweizer Staat während des Weltkrieges bis in die allerjüngste Zeit manchen Erschütterungen ausgesetzt, die er mit der ihm innewohnenden politischen Tatkraft siegreich überdauern wird. Kärnten würde in die neue Ära seiner Selbständigkeit nicht nur keine nennenswerte Industrie, sondern auch eine beträchtliche Schuldenlast mitbringen, auch Fremdenverkehr und Viehzucht vertragen, besonders nach dem Ausfall, den die Kriegsjahre gebracht haben, keine schweizerische Parallele, obwohl hier im Laufe der Jahre viel geleistet werden kann. Der kärntische Realpolitiker fragt sorgenvoll, ob das Land den ganzen öffentlichen Dienst, Verwaltung, Post, Eisenbahn, Straßen, Unterricht aus Eigenem bezahlen könne, ob es möglich sei, selbst die Wasserwerke auszubauen, die die fehlende Kohle ersetzen sollen. Und neben diesen wirtschaftlichen auch die nationalen Bedenken. Die Schweiz hat ihre historische Sonderstellung von innen heraus organisch gestaltet, die Deutschen Österreichs wurden nur durch den Zwang der Ereignisse in der kurzen Frist seit 1866 dem Bunde deutscher Staaten ferngehalten und gerade in den Alpenländern lebte das lebendige, nicht zu unterdrückende Gefühl der inneren Zugehörigkeit zum deutschen Volke viel stärker als in Wien, wo der Völkerstaat und die Dynastie augenfälliger in Erscheinung traten. Aus diesem allen deutschen Alpenländern gemeinsamen Volksgefühl heraus haben auch die maßgebenden Kreise Kärntens den separatistischen Gedanken abgelehnt, haben aber das Wertvolle der Unabhängigkeitsbewegung sich zu eigen gemacht: den Gedanken der schweizerischen Kantonalverfassung innerhalb des deutschösterreichischen Staates, wobei den einzelnen Teilen — »einzelnen« be-

sonders akzentuiert — die Pflege ihrer Eigenart verfassungsmäßig gewährleistet wird. Damit ist den Freunden der unabhängigen Republik, die durchaus wackere, von den besten Absichten geleitete Männer sind, in wichtigen Punkten entgegengekommen und auch Wien kann zufrieden sein. Der Heldenkampf der Kärntner gegen die jugoslawischen Banden hat übrigens auch in der Wiener Öffentlichkeit endlich rege Anteilnahme und sympathische Aufnahme gefunden, und die Säuberung des Landes von den ungebeten, vandalisch verwüstenden Eindringlingen hat freudige Genugtuung hervorgerufen. Es wird weiterhin Pflicht der Wiener Regierung, der Presse und der gesamten Öffentlichkeit sein, dieses Interesse sorgsam zu pflegen und den politischen Zusammenhang mit den Alpenländern auch nach der wirtschaftlichen, geistigen und künstlerischen Seite hin auszugestalten.

2. Politische und wirtschaftliche Probleme der Alpenländer.

Es wurde bereits angedeutet, daß die Verfassungsfragen heute im Mittelpunkt alpenländischer, politischer Interessen stehen, wobei die Schweiz große Anziehungskraft ausübt. Es sind gewiß große Ähnlichkeiten in den natürlichen Bedingungen und im Volkscharakter vorhanden, freilich auch große Differenzen, die aus der bisher völlig verschiedenen Entwicklung der monarchistisch regierten österreichischen Alpenländer und der im Lauf der Jahrhunderte nicht reibungslos, aber doch bewußt-demokratisch zusammengewachsenen Eidgenossenschaft hervorgehen. Noch heute beruht die schweizerische Verfassung mehr auf der Grundlage eines Staatenbundes als auf der Auffassung einer einheitlich-nationalen Regierung, wenn sie auch ausdrücklich von einem Schweizer Volk spricht. Aber sie spricht auch »von dem Volk der

22 souveränen Kantone« und erklärt ausdrücklich, daß »die Kantone souverän sind, soweit ihre Souveränität nicht durch die Bundesverfassung beschränkt wird und daß sie alle Rechte der Souveränität ausüben, die nicht ausdrücklich auf die Bundesregierung übertragen worden sind«. Es gibt nun allerdings im zentralistischen Gefüge der ehemaligen Monarchie auch für diese Souveränität eine Analogie: die Landtage, deren autonome Befugnisse ziemlich weitgedehnte waren. Da nun mit dem Sturz des alten Regimes die den Zentralgedanken repräsentierenden k. k. Statthaltereien wegfielen, so blieben als eigentliche Regierungsbehörden die Landesausschüsse übrig, von denen aus die Neugestaltung der alpenländischen und gesamt-deutschösterreichischen Verfassung und Verwaltung auszugehen hätte. Inwieweit die einzelnen schweizerischen Verfassungskörper: Bundesrat, Nationalrat, Ständerat, ferner die einzelnen Lokalverwaltungsbehörden auf unsere Verhältnisse angepaßt werden können, müßte zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung gemacht werden: es wird sich auch hier nicht um eine pedantische Nachahmung, sondern um eine freie Nachschöpfung handeln, die auf unseren historischen Grundlagen weiterbaut und aus den schweizerischen Anregungen eine Auslese trifft. Wilson hat es in seinem heute doppelt lesenswerten Werk über den »Staat« als einen Hauptnachteil der sonst so vortrefflichen Organisation der Schweizer Verwaltung bezeichnet, daß die Mitglieder des Bundesrates mit doppelten Pflichten, die eigentlich einander widerstreben, betraut sind. Sie sind wirkliche und nicht nur nominelle Departementschefs und müssen Zeit und Aufmerksamkeit auf alle Einzelheiten verwenden und gleichzeitig sollen sie als Kollegium der gesamten Verwaltung jene Einheitlichkeit, Tiefe und Schmiegsamkeit der Politik verleihen, die nur von Männern ausgehen kann, die nicht durch Einzelheiten in Anspruch genommen sind, sondern weiteren und freieren Überblick haben (Wilson, Der Staat. Elemente historischer und praktischer

Politik, S. 278). Auch schweizerische politische Autoren haben sich für »permanente Chefs« für die Departementsleitungen ausgesprochen und wollen dem Bundesrat nur die allgemeine Oberaufsicht übertragen wissen. Politische und administrative Funktionen verlangen verschiedene Fähigkeiten, müssen von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus angefaßt werden und sollten selten in einer Person vereinigt sein, (Orelli, Das Staatsrecht der Schweizerischen Eidgenossenschaft, S. 36). Derartige »permanente« Persönlichkeiten besitzt nun der alte Beamtenstaat mehr als genug, und diese Trennung zwischen Politik und Administration wird daher bei uns kaum schwer durchzuführen sein. Es ist hier nicht der Ort für eine Naturgeschichte der österreichischen Bureaukratie: man hat von ihr im allgemeinen genug und schickt sich an, die dichtgefüllten Bestände etwas zu lichten.

Es ist hier vielleicht Gelegenheit, auf eine aus den Alpenländern hervorgegangene Persönlichkeit hinzuweisen, die schon im Vormärz den Ruf nach vereinfachter, naturgemäßer Verwaltung erhoben hat. Es ist der Tiroler Freiherr Viktor v. Andrian-Werburg, der im Frankfurter Parlament eine führende Rolle spielte, der Verfasser der bei Hoffmann und Campe 1841 anonym erschienenen Broschüre »Österreich und dessen Zukunft«, die ungeheures Aufsehen erregte, mehrfach aufgelegt und übersetzt wurde. Sie ist eine wuchtige Anklagerede gegen den vormärzlichen Bureaukratismus. Andrian-Werburg war erfüllt von den Ideen der englischen Aristokratie, der er als Reichsgesandter in London nahe trat, er war Ständepolitiker und Autonomist, aber in ihm lebte eine wundervoll tiefe Liebe zur deutschen Nation, als deren Mitglied er sich stolz fühlte: »Das deutsche Volk, das deutsche Reich, der deutsche Geist ist eins an Leib und Seele, an Gesinnung und Interessen — der kräftige Gemeinsinn desselben wird mit jedem Tag stärker und erstickt die lokalen und provinziellen Armseligkeiten unserer Väter — es ist ein Vaterland von den Alpen bis zum Meere,

und in diesem regt sich ein Geist des Zusammenhanges und des Fortschrittes . . . » Aber in den österreichischen Beamten seiner Zeit sieht er die Hemmung dieser nationalen Entwicklung — die Bureaukratie ist dem temperamentvollen Ankläger eine verderbliche, parasitische Schlingpflanze, eine rein negative Kraft, ohne Wurzel im Volke, ohne eine andere Gesinnung als die des Egoismus, ohne die Kraft und den Willen, die Regierung im entscheidenden Augenblicke zu stützen. Gewiß liegen zwischen diesen Ausführungen, die so populär waren, daß Grillparzer das von der Regierung gefürchtete Buch einen Kutscher auf seinem Bock hatte lesen gesehen, und der Gegenwart das Jahr 1848 und die Neugestaltung unserer Verfassung: aber der Grundgedanke dieser Schrift sowie der späteren Broschüre »Centralisation und Decentralisation in Österreich« und der erst nach seinem Tode veröffentlichten »Denkschrift über die Verfassungs- und Verwaltungsfrage in Österreich« sind heute noch lebendig: gerade die Ständeversammlungen, in denen der Vormärzpolitiker das Heil gegenüber der zentralistischen Unfähigkeit sah, erleben heute allerdings in demokratischer Umformung aus dem Volke heraus ihre Wiedergeburt, und das von ihm leidenschaftlich verfochtene Prinzip der Autonomie der einzelnen Nationen ist allerdings erst nach dem Zusammenbruche der Monarchie, den Andrian-Werburg aus außen- und innenpolitischen Gründen schon 1841 prophezeite, in radikalster Weise zum Durchbruch gelangt. Die Forderung nach Beamten, die im Volke wurzeln, wird gerade in den Alpenländern, deren eigenartige Verhältnisse völlige Vertrautheit mit den alpenländischen Problemen erfordern, erhoben werden, wie denn überhaupt das Volk sich seinen gebührenden Anteil an der Gesetzgebung sichern wird. Man wird die Gelegenheit, sich das staatliche Haus nach eigenem Gutdünken zu zimmern, nicht vorübergehen lassen, und es ist begreiflich, daß von allen schweizerischen Einrichtungen in den Alpenländern besonders das Volksreferendum diskutiert wird.

Man weist mit besonderem Nachdruck auf die erzieherische Funktion dieser eminent demokratischen Einrichtung hin, denn das Referendum verlangt eine ständige Volksaufklärung, eine dauernde Berührung des Volkes mit politischen Problemen und tritt daher der politischen Gleichgültigkeit, die sich infolge unserer bisherigen trostlosen Verhältnisse bereits weiter Kreise bemächtigt hat, erfolgreich entgegen. Diese Forderung nach dem obligatorischen und fakultativen Referendum, wie es sich in der Schweiz zunächst in den »Landgemeinden« der kleineren Kantone ausgebildet hat und dann mit einigen Modifikationen auch auf die größeren Kantone übergegangen ist, ist nur zu begrüßen, es sichert dem Volke dauernden Anteil an der Gesetzgebung und sogar an der Verwaltung, und den Gesetzgebern andererseits sichert es das tätige politische Interesse des Volkes, das ja in der sogenannten »Initiative« auch anregend in den Vordergrund treten kann. Ein besonderes Wort in diesem Zusammenhang verdient noch die Gemeindeverfassung, die in der Schweiz nach Wilsons Urteil ein Maß von Freiheit in der Regelung ihrer eigenen Angelegenheiten genießt, »wie man es sonst kaum irgendwo findet«. Es ist schade, daß Wilson in seiner Darstellung die österreichische Kommunalverfassung nicht genauer würdigt — sie ist jedenfalls das beste, was wir aus der Liquidationsmasse Alt-Österreichs mitnehmen. Auch Wilson gesteht zu, daß in Österreich sich die Gemeinden als die kleinsten Verwaltungskörper einer weitgehenden Selbständigkeit erfreuen. Aber man muß Josef Redlichs schöne Schrift über das Wesen der österreichischen Kommunalverfassung kennen, um völlig in den Geist dieses Problems einzudringen und zu erkennen, daß es die der Ideenwelt des Revolutionsjahres von 1848 entsprungenen Ideen und Prinzipien sind, die dauernd und unerschütterlich die Grundlage seiner Kommunalverfassung und -verwaltung bilden bis auf den heutigen Tag und die daher, wie wir hoffen, auch die Revolution von 1918 überdauern werden. Ja, die österreichische

Gemeinde war im Laufe des letzten halben Jahrhunderts nicht nur der hauptsächlichste Träger der ganzen Lokalverwaltung, sondern auch das wichtigste und in seiner Art unvergleichliche Organ freier politischer Betätigung der Bevölkerung gewesen, so daß sie ein Bollwerk im nationalen Kampf, ein wichtiges Kampfobjekt und für den jeweiligen Sieger zum wichtigsten Element der Machtentfaltung der Parteien geworden ist (Redlich a. a. O., S. 62). Hier ist also gewissermaßen die Urzelle der neuen aktivistischen Politik schon organisch vorgebildet, die Parteibildungen, nunmehr vom nationalen Kampfmoment befreit, besitzen in dieser Organisation eine Basis für kräftige Entfaltung eines intensiven politischen Lebens, das nicht mehr auf die Metropole beschränkt ist, sondern alle Teile bis in die fernsten Alpentäler gleichmäßig ergreift und zu staatlichen Aufgaben heranzieht.

Was nun das alpenländische Parteileben selbst betrifft, so hat es wie die gesamte österreichische Parteipolitik unter der falschen, aber durch die Ungunst der Verhältnisse bedingten nationalpolitischen Einstellung gelitten. Es gehört zum Wesen der politischen Partei, daß sie sich aus kleinen Anfängen entwickelt, einen Höhepunkt erreicht und wieder von der Oberfläche verschwindet, wenn die Forderungen, für die sie kämpft, bereits zum Gemeingut der Nation geworden sind. Das trifft nun für die nationale Parteigruppe nicht zu: sie ist eine Konstante, die nur durch die einzelnen Parteischattierungen variiert und eigentlich eines bestimmten wirtschaftlichen oder geistigen Programmes entbehrt. Diese falsche Einstellung wurde den Deutschen Österreichs durch die slawische innerpolitische Offensive aufgezwungen, nicht aber, wie F. W. Förster in seiner Schrift über das österreichische Problem meinte, von den Deutschen Österreichs provoziert. Es sei bei dieser Gelegenheit gegen die seltsame Art Stellung genommen, in der der als Pazifist und Ethiker mit Recht hochgeschätzte Gelehrte sich neuestens als Gesandter des bayrischen Volksstaates

in der Schweiz gegen den Anschluß Deutschösterreichs an die Deutsche Republik ausgesprochen hat. Wie seinerzeit das arme, an seiner völkerverbindenden »Sendung« zugrundegegangene Österreich - Ungarn, so hat auch Deutschösterreich von dem politischen Pädagogen eine ehrenvolle, aber selbstvernichtende Aufgabe zugewiesen erhalten: es hätte, mit dem »slawischen und magyarischen Blut verbrüdert«, getreu seinen kulturellen Traditionen eine Brücke zwischen dem Reich und den »neuen Südstaaten« zu schlagen, da der Deutschösterreicher auf Grund seiner Entwicklung psychologisch und soziologisch ganz und gar dem wirtschaftlichen und kulturellen Verkehr mit den Südstaaten angepaßt sei. Was diese »Südstaaten« nun eigentlich sind, kommt deutlicher zum Ausdruck, wenn gleich darauf der Anschluß Deutschösterreichs an eine »neue Balkanföderation« empfohlen wird. Die Folge davon wäre unbedingt eine Balkanisierung Deutschösterreichs, wie sie die jugoslawischen »Blutsbrüder« in den von ihnen usurpierten Gebieten bereits glorreich in Szene gesetzt haben. Anstatt die deutschösterreichische Kultur zu retten, wie Förster gewiß bona fide auf diese Weise will, würde diese von allen Seiten eingeengte, der wirtschaftlichen Selbständigkeit beraubte Kultur in kurzer Zeit den letzten Rest deutschen Gepräges verlieren. Es gibt, wenn der Anschluß an die Deutsche Republik von der Entente verhindert werden sollte, nur den Ausweg der international garantierten, von den neuen Balkanstaaten völlig unabhängigen Deutschösterreichischen Republik. Die deutschdemokratische kärntische Einheitspartei, die sich aus den alten deutschfreiheitlichen Parteien des Landes herausbildete, hat nun als ersten Punkt die Forderung einer »demokratischen Republik nach Art der Schweiz« aufgestellt. Aber schon als dritter Punkt wird »der bundesrechtliche Anschluß des Deutschösterreichischen Freistaates an ein ebenso freies, demokratisches Deutschland« verlangt. Es ist der, wie schon hervorgehoben, in den Alpenländern besonders lebhafte natio-

nale Gedanke, der hier zum Ausdruck kommt, entsprungen aus elementaren Volksstimmungen, denen sich, wenn der Gedanke des Selbstbestimmungsrechtes sich durchsetzt, die öffentliche Meinung Europas nicht wird verschließen können. Die übrigen politischen Programmpunkte dieser zukunftsreichsten alpenländischen Partei beziehen sich auf das freie, demokratische Wahlrecht unter Berücksichtigung der Bedürfnisse aller Berufsstände und Heranziehung beider Geschlechter, auf die allgemeine Wehrpflicht bei Einführung des Milizsystems nach dem Muster der Schweiz, auf weitgehende Demokratisierung der auswärtigen Vertretung und inneren Verwaltung des Staates, auf sachliche, von der bisherigen Protektionswirtschaft befreite Beamtenpolitik, auf Verminderung der Verwaltungsauslagen durch weitgehende Verwaltungsreformen, Einführung der zivilrechtlichen Haftpflicht der Verwaltungsbeamten, ferner auf die vollständige Gleichstellung der Frau in Bezug auf Familien- und Bürgerrecht, »soweit es nicht dem natürlichen Berufe der Frau widerspricht«. Auf kulturellem Gebiet ist eine nicht näher präzierte »tiefgreifende Umgestaltung des gesamten Schul- und Volksbildungswesens im Sinne der Erziehung eines freien, gesunden, willensstarken und auch für das praktische Leben vorbereiteten Nachwuchses« in Aussicht genommen. Das gesamte Volksbildungswesen soll in die staatliche Erhaltung und Verwaltung übernommen werden, die Fachschulen sollen vermehrt und Frauenbildungsanstalten errichtet werden. Der jetzige Staatssekretär der Finanzen, Dr. Otto Steinwender, hat vor längerer Zeit Schulreformvorschläge ausgearbeitet, die zwar nicht den Beifall aller freiheitlichen Kreise gefunden haben, die aber doch in vielen Punkten den alpenländischen Bedürfnissen besser entsprachen, als die jetzigen, recht verbesserungsbedürftigen Volksschulverhältnisse und sicher einer weiteren, den gegenwärtigen Verhältnissen angepaßten Ausgestaltung fähig sind. Es sei auch hier kurz auf das jetzt so gerne herangezogene Schweizer Muster

verwiesen, wo hervorragende Pädagogen und Kulturpolitiker wie Otto v. Greyerz, Konrad Falke u. a. sich theoretisch und praktisch mit dem Problem der nationalen Erziehung im demokratischen Staat befaßt haben. Die beiden letzten Punkte des kulturellen Programmteiles sind eigentlich eine Selbstverständlichkeit, müssen aber in einem Staate, der die geistige Erbschaft des alten Österreich zu liquidieren hat, ganz ausdrücklich hervorgehoben werden:

»Freiheit der wissenschaftlichen Forschung und des künstlerischen Schaffens;

freie Betätigung aller Religionsbekenntnisse unter Beseitigung jeder kirchlichen oder konfessionellen Vorherrschaft und jedes Zwanges.«

Das steirische Programm deckt sich im wesentlichen mit diesen Punkten, die näher ausgeführt werden. Auch hier wird die Kontrolle des Volkes in allen öffentlichen Angelegenheiten gefordert, die Verstaatlichung und völlige Befreiung der Schule von kirchlichen Einflüssen verlangt. Den umfangreichsten Teil der beiden Programme nehmen die wirtschaftlichen Probleme ein. Das kärntische entwirft kurz die wichtigsten Forderungen, die den alpenländischen Verhältnissen bestens angepaßt sind. Die großkapitalistischen Einflüsse sind zugunsten der heimischen Industrie und des Gewerbes möglichst zu beschränken, der übermäßig große Grundbesitz zwecks Schaffung von Bauerngütern und Kriegerheimstätten abzulösen und aufzuteilen, die Fideikomnisse aufzuheben, die jagdlichen Interessen den volkswirtschaftlichen Notwendigkeiten hintanzustellen, die bäuerlichen Genossenschaften auszubauen, Maßnahmen gegen die Landflucht zu ergreifen. Auch die Arbeiterfragen werden eingehend behandelt: Ausbau der Arbeiter-Schutzgesetzgebung, der Sozialversicherung, Beseitigung des Wohnungselends, Bodenreform und Bekämpfung des Bodenwuchers. Noch ausführlicher ist das steirische Programm, das zunächst in allgemeinem Umriß sich gegen »die nackte Spekulation, die Anhäufung des

Reichtums in wenigen Händen, die monopolistische Beherrschung der Gütererzeugung und des Güteraustausches durch das Bankkapital« wendet und im weiteren eine Fülle wertvoller Anregungen für Industrie, Handel, Gewerbe, Landwirtschaft, Festbesoldetenfragen, Arbeiterschaft, Volkswohlfahrt und Finanzen bietet. Der demokratische Charakter äußert sich bis in die kleinsten Züge, die Abneigung gegen die wirtschaftlichen Zentralen der Kriegszeit tritt deutlich hervor, die spezifisch alpenländischen Verhältnisse sind in den Fragen der Alpen- und Weidewirtschaft und der Enteignung des Großgrund- und Jagdbesitzes berücksichtigt: »Er muß der Erstarkung und Vermehrung eines gesunden Bauernstandes weichen, und Raum geben dem Aufstieg neuer Volkselemente.« Eine besondere Sorgfalt ist den Gewerbebefragen gewidmet, denn im Gewerbe erblickt die Partei eine der stärksten Quellen staatlichen Wohlstandes. Wichtig ist unter den vielen trefflichen Postulaten besonders die Förderung der Qualitätsproduktion durch Heranziehung künstlerischer Kräfte und die Fülle von Vorschlägen zur Organisation des Gewerbes und zum wirtschaftlichen Schutz seiner Vertreter. Die Tendenz ist klar, man will dem kleinen Mann, der ja vielfach Kriegsteilnehmer und oft Invalide ist, auf die Beine helfen und des weiteren das berühmte alpenländische Kunsthandwerk wieder zu Ehren bringen. Die Alpenbewohner haben eine ausgesprochene Begabung für das »Basteln«: so ist im kärntischen Liserntale fast in jedem Dorf ein Holzschnitzer zu finden — aus diesen Kreisen bäuerlicher Kunstgewerbler ist um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der bekannte Bildhauer Hans Gasser hervorgegangen, die Grödener Schnitzkünste sind weltbekannt. Die höchste Verfeinerung hat das alpenländische Kunstgewerbe aber in den meisterhaften Schöpfungen Alois Blümelhubers in Steyr erfahren, bei dessen Stahlschneidekünsten wir an die großen mittelalterlichen Kleinplastiker denken. Ich habe diese Beispiele angeführt, um zu zeigen, wie sehr das Programm

einer politischen Partei mit dem praktischen, aber auch dem geistig-künstlerischen Leben, mit dem Geist der Landschaft und ihrer Bewohner verknüpft sein muß, um wirklich fruchtbar zu sein.

Auch auf dem Gebiet der Arbeiterfrage sind Grundsätze aufgestellt, die bezwecken, die Spannung zwischen bürgerlichem Wohlstand und der Lebensführung des Arbeiters durch soziale Gesetzgebung auszugleichen, die Arbeitszeit international zu regeln, durch Arbeiterkammern die Wirtschaftsfragen des Arbeiterstandes zu fördern und die soziale Gesetzgebung auch auf die landwirtschaftlichen Arbeitskräfte auszudehnen. Ob und inwieweit die sozialistischen Parteien mit ihrer prinzipiellen Abneigung gegen jede bürgerliche Politik sich mit diesem Programm einverstanden erklären werden, ist fraglich und muß der Entwicklung überlassen bleiben. Wir sind speziell für Steiermark über die historischen Grundlagen der sozialistischen Bewegung durch die ausgezeichnete Arbeit Julius Bunzels über die Anfänge der modernen Arbeiterbewegung in Steiermark (Leipzig 1913) gut unterrichtet und wissen, daß diese Bewegung seinerzeit mit zwingender Notwendigkeit aus den gegebenen Verhältnissen, aus dem Freiheitssehnen der Zeit entsprungen war, daß aber gerade in der Zeit des Entstehens dieser Bewegung in dem jedem Manchestertum abholden nachmärzlichen Österreich, in dessen Fabriken ebenso wie in der Verwaltung der Absolutismus durch Schlamperei gemildert war, die eigentlichen Voraussetzungen für den Klassenkampf fehlten. Diese Voraussetzungen haben sich ja heute durch die zunehmende Industrialisierung auch der Alpenländer stark verschoben, doch wäre bei einer derartig gewaltigen Umwälzung der bürgerlichen Welt, wie sie das deutschdemokratische Programm in Aussicht stellt, bei einer Aufrüttelung der akademischen Jugend aus ihrer sozialen Apathie, eine Verständigung nicht völlig ausgeschlossen, wenn die sozialistische Bewegung sich nicht des für die alpenländische Grenzfragenpolitik unent-

behrlichen nationalen Gehaltes begäbe, sondern im Geiste Engelbert Pernerstorfers den gerade in den Alpenländern leichter als in der Großstadt zu gewinnenden Zusammenhang mit nationalen Grundbedingungen gewänne. Die Bedrohung der Heimat hat eine einmütige Abwehr erzeugt, es ist zu hoffen, daß auch die wichtigen übrigen alpenländischen Lebensfragen die besten Kräfte der Alpenländer, gleichviel welcher Partei sie angehören, zu gemeinsamer Arbeit aufrufen werden. Auch die in den Alpenländern, besonders in Tirol, starke christlichsoziale Partei wird an dem Aufbau des Wirtschaftslebens mitarbeiten müssen, aber die freiheitlichen Grundsätze dürfen nicht angetastet werden. Zuviel hat das alpenländische Volk schon vor Jahrhunderten unter den schweren Schädigungen der Gegenreformation gelitten, zu schwer hat die Hand des Klerus auf Schule und Ehe gelastet, als daß nicht die nie erloschene, in den vielen evangelischen Gemeinden der Alpenländer treu fortgepflanzte freiheitliche Tradition zu ihrem Rechte kommen müßte. Für das junge alpenländische Geistesleben, wie es sich gerade jetzt in den Alpenstädten regt, ist die völlige Befreiung von jedem Zwang geradezu Existenzbedingung.

Zu diesen Neuerungen gehört auch die alpenländische Frauenbewegung, die seit der Wahlbewegung entstanden ist, ohne daß man besondere Zusammenhänge mit den politischen Strömungen in Wien feststellen könnte. Auch hier tritt das national-deutsche Moment stark in den Vordergrund. Als sich am 13. Dezember 1918 im Sitzungssaal des kärntischen Landtages, der sich dem Massendrang gegenüber als zu klein erwies, der kärntnerische Frauenbund konstituierte, stand die Versammlung unter dem Eindrucke der unmittelbaren Bedrohung der Landeshauptstadt durch die Jugoslawen und es ist begreiflich, daß die nationale Note die soziale überwog. Und in diesem Sinne einer elementaren Abwehr fremder Eindringlinge von Haus und Hof haben sich auch die steirischen Frauen direkt an Wilson mit einem Protest gegen

die südslawische Eroberungspolitik gewendet. Die anfängliche politische Reserve, die in dem patriarchalischen Grundzug des alpenländischen Wesens begründet ist, hat in freiheitlichen Frauenkreisen bald der Auffassung Platz gemacht, daß es ohne engeren Anschluß an das deutschdemokratische Einheitsprogramm doch nicht gehe, umsomehr, als dieses Programm (in der kärntischen Fassung) in acht wichtigen Punkten die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Frauenprobleme besonders berücksichtigt. Es ist begreiflich, daß dieses Programm dem praktischen Sinne der alpenländischen Frau ungemein zusagt, aber auch andere Punkte werden der aufgeklärten Frau und Mutter willkommen sein, zum Beispiel der Passus über die »Beseitigung jeder kirchlichen oder konfessionellen Vorherrschaft und jeden Zwanges«. Wie manche alpenländische Mutter hat mit Bangen ihr schwächliches Kind in bitterer Winterkälte den weiten Weg zur Schulmesse geschickt! Auch der Ausschluß jeder Klassenvorherrschaft wird die Frauen des alpenländischen Mittelstandes sympathisch berühren. Es ist nicht einzusehen, warum von dieser sicheren Grundlage bäuerlicher und bürgerlicher Wirtschaft aus nicht der Umkreis in das nationale und soziale Tagesleben erweitert werden sollte, und die Grazer und Klagenfurter Kundgebungen haben in ihrer würdigen Sprache bewiesen, daß die Voraussetzungen für eine Politisierung auch der alpenländischen Frau, wenigstens bei den führenden Persönlichkeiten, gegeben sind. Es ist allerdings ein Moment besonders hervorzuheben, das in diesen politisch erregten Zeiten überhaupt zu wenig betont wird: das geistige. Gerade das heute so viel berufene Schweizer Muster muß die Aufmerksamkeit auf die geistigen Grundlagen lenken, auf denen die heutige Bedeutung der Schweiz ruht und an denen die Frauen — ich erinnere nur an die Züricher Freundinnen Klopstocks und Goethes — ihren bedeutenden Anteil hatten. Die Grazer »Vereinigung der arbeitenden Frauen« hat schon seit Jahren

neben dem sozialen auch ein geistiges Programm verwirklicht und hat so zur Hebung des Grazer geistigen und künstlerischen Lebens nicht unwesentlich beigetragen. In diesem Sinne wird sich auch mit Wien, das noch immer das geistige Zentrum der ehemaligen Donauländer ist, ein engeres Verhältnis als bisher einstellen. Die alpenländische Frau und die Wienerin haben manches voneinander zu lernen — die Gegenwart fordert die geistige Einigung weiter Kreise. Sie fordert den Zusammenschluß aller Gleichgesinnten zum gemeinsamen Neu- und Wiederaufbau nach der ungeheueren Erschütterung unseres gesamten Wirtschaftslebens.

Diese zusammenfassende Tendenz eignet nach den schönen Darlegungen von Franz Klein auch der Wiener bürgerlich-demokratischen Partei, mit der die alpenländische deutschdemokratische Partei manche Ähnlichkeit hat. Auch hier ist an Stelle der Einseitigkeit der alten Parteien ein universeller Geist getreten, ein lebendiges Interesse für alle Gesellschaftsbereiche, für Agrikultur ebenso wie für die städtischen Erwerbszweige und die arbeitenden Klassen, endlich für die geistigen Güter und Freiheiten. Auch das nationale Moment mangelt nicht, wenn auch die alpenländische Partei aus der radikaleren Tradition ihrer Heimat heraus hier stärker akzentuiert. Gemeinsam ist beiden Programmen die grundlegende Erkenntnis, daß allen schlechten und verderblichen Überlieferungen des alten Österreich, die zum Teil noch ungehindert fortwuchern, der Krieg erklärt werden müsse und Regierung, Verwaltung, öffentliches Leben und Bevölkerung mit wahrhaft demokratischer Gesinnung, sozialer Ethik und neuem Geist erfüllt werden müsse. Deutschtum und Freiheit sind hier wie dort die Losung und neben dem vielen Unerfreulichen, das Wien in den letzten Jahren den alpenländischen Provinzen zweifellos beschert hat, ist hier wirklich ein Großstadt und Alpenland wieder neu verbindendes, ein zukunftsverheißendes Element geschaffen. Mag man auch dem Kräftespiel der Parteien in

Deutschösterreich jene Mannigfaltigkeit wünschen, die jedem politisch lebendigen Lande eignet, so ist doch das gleichzeitige und von einander unabhängige Entstehen zweier großer und innerlich so verwandter Parteien eine tröstende Bürgschaft, daß die verbindenden Kräfte zwischen der alten Zentrale und den Alpenländern stärker seien als die trennenden und daß hier wie dort wichtige Voraussetzungen für eine dauernde Verständigung bestehen.

Das wichtigste Problem alpenländischer Wirtschaftspolitik, das im Aktionsprogramm aller politischen Parteien eine zentrale Stellung einnimmt, ist die Ausnützung der ungeheuren Wasserkräfte. Adolf Freiherr v. Bachofen hat in zwei sehr beachtenswerten Aufsätzen in der »Österreichischen Rundschau« (LI., 2 und 4) sowohl die Schwierigkeiten als auch die zu erwartenden Ergebnisse einer rationellen Ausnützung dieser gewaltigen Energiequellen eingehend dargelegt. Die Alpenländer leiden im Vergleich zu Schweden oder Nordwestdeutschland an ungünstigen Terrain- und Witterungsverhältnissen. Die Hauptflüsse stehen unter den oft katastrophalen Einflüssen der Schneeschmelze, so daß ebenso wie die alten Hammerwerke auch die neuen Elektrizitätswerke vielfach irgendwo an einem Seitenbach über der Hochwasserzone kleben. Das Problem ist nun, durch genaues Studium der einzelnen Flußtäler und ihrer sehr individuellen Eigenart auch die Hauptflüsse mit ihren viel bedeutenderen Wasserkräften dem elektrischen Betriebe nutzbar zu machen. Bachofen findet für die Traun, Enns, Ybbs, Drau, Mur, Inn, Rienz, deren Eigenart er darlegt, ganz individualisierte Charakterzüge, doch würde sich durch Anlegen möglichst großer und möglichst vieler Staubecken eine größere Gleichmäßigkeit der Leistungen erzielen lassen. Der Verfasser will den Staat nur dort als Unternehmer wissen, wo es sich um einen Ausbau der größten Einheiten handelt, im übrigen müßten die Länder, die Gemeinden oder auch Private die gebotenen Möglichkeiten ergreifen und Elektrizitätswerke schaffen. Kommen sie doch in erster Linie den

Ländern selbst wieder zugute. Denn die elektrische Kraft wird außer den Bahnen im besonderen der alpenländischen Landwirtschaft nützlich sein — bei der Düngung steiler Berglehnen und ebenso bei der Heuernte, wo durch künstliche Trocknung eine weit höhere Ernte erzielt werden kann. Es muß nur das Mißtrauen des Alpenbauern überwunden, die Eigenbrödelei bekämpft, gemeinsame Hebewerke und Leitungen errichtet werden, so daß die verschieden gearteten Werke eines jeden einzelnen Flußgebietes schließlich in ein gemeinsames Netz münden, das dann aus seiner ungeheuren elektrischen Ladung Kraftlinien in die Städte sendet und außerdem auch die zerstreut liegenden Bauernhöfe bis in die letzten Seitentäler mit menschenersparender elektrischer Energie zu versehen vermag. Das uns heute doppelt wichtige Prinzip der Menschenökonomie muß auch hier die bereits im Zuge befindlichen Verhandlungen beschleunigen, wobei ebensosehr das Interesse der Länder als die einheitliche Großzügigkeit der imposanten Anlage gewahrt werden muß. Jedenfalls muß hier wie in allen anderen wirtschaftspolitischen Fragen der Wille des Volkes von ausschlaggebender Bedeutung sein, ist es doch eine eminent alpenländische Frage, die aber auch für Wien von ungeheurer Wichtigkeit ist, so daß sich auch auf diesem Gebiet die Notwendigkeit enger Fühlungnahme der Metropole mit den Alpenländern ergibt.

3. Der neue alpenländische Geist.

Gibt es einen? Der flüchtige Sommergast wird ihn freilich nicht entdecken und der sonst so gescheute Robert Müller, der in der Provinzstadt nur erotische Abenteuer sucht, wird in Graz, Klagenfurt oder Innsbruck das Café Central schmerzlich vermissen und vielleicht auch das Abenteuer nicht finden. Wer aber schärfer hinhorcht, der

hört junge Stimmen, freilich vereinzelt, ohne Widerhall. Aber nicht in den Hörsälen der Universitäten darf er die neue Jugend suchen: dort gibt es dieselben beflissenen Berufsgesichter, die uns schon in der Großstadt fatal genug sind. Der alpenländische Student hat das Los des österreichischen Mittelstandes redlich geteilt: er drängte zur alleinseligmachenden Bürokratie und erschöpfte seine politische Kraft im nationalen Kleinkrieg. Die Schlachten im österreichischen Parlament unseligen Angedenkens wiederholten sich im verkleinerten Maßstab in der Aula von Innsbruck oder Graz. Die Italiener und Südslawen waren keine friedlichen Gäste und auch mit den steirischen Bauern, die unter Führung eines Abgeordneten in die Grazer Universität einrückten, um klerikalen Forderungen mit ihren Fäusten Nachdruck zu verleihen, war nicht zu spaßen. Trotz alledem haben die alpenländischen Universitäten ihren deutschen und freiheitlichen Charakter gewahrt, aber dabei blieb es auch. Eine lebendige Fühlung mit der Politik und mit den großen geistigen Tagesfragen hat die Studentenschaft nicht. In dieser betrübenden Tatsache spiegelt sich freilich nur die allgemeine deutsche Entwicklung der letzten Jahrzehnte. Die Intellektuellen haben sich aus dem politischen Leben freiwillig ausgeschaltet, sie sind als Theoretiker, die das praktische Leben nicht kennen, disqualifiziert. Als einmal Bruno Wille eine stärkere Berücksichtigung der Gelehrten und Künstler forderte, hat Wolfgang Heine diese »Repräsentation des Geistes« abgelehnt, da »in den politischen Vertretungen immer nur Durchschnittsmeinungen in Durchschnittsformen zum Ausdruck gelangen« können. Es ist ein schwacher Trost, wenn wir in der anregenden Broschüre des Züricher Universitätsprofessors A. Egger (Zürich, Rascher, 1918) lesen, daß es in der Schweiz nicht viel besser aussieht. Auch dort ist die Studentenschaft um jeden politischen Einfluß gebracht. Egger verweist auf Frankreich, Italien, England und Amerika, wo die Intellektuellen mitten im

politischen Kampfe stehen. Aber auch die deutsche und schweizerische Geistesgeschichte weist in ihren Höhepunkten Dichter, Künstler und Gelehrte als politisch interessierte Männer auf. Über Gottfried Keller als Politiker hat uns erst kürzlich Max Kriesis schönes Buch unterrichtet, für unsere Alpenländer weisen wir nur auf Anastasius Grün, auf den kärntischen Dichter Tschabuschnigg hin, der frühzeitig soziale Romane schrieb und trotzdem österreichischer Minister wurde. Anastasius Grün aber wies diese Zumutung mit der Gebärde des Halsabschneidens (das er vorzöge) zurück, wie mir eine Augenzeugin der bezeichnenden Geste erzählte. Ansonst aber stand er wie sein Tiroler Dichter- und Gesinnungsgenosse Hermann v. Gilm treu und furchtlos auf seinem Posten, auf der Menschheit froher Linken. Dort steht auch heute noch der begabteste, hoffnungsvollste Teil der alpenländischen Jugend, aber der Freiheitsbegriff erschöpft sich meist in einem auf feste Formeln gebrachten antiklerikalen und nationalen Radikalismus, der nicht schöpferisch wirkt. Vor allem fehlt das Verständnis für soziale Fragen, obwohl die Not des von der Scholle gedrängten Bauernstandes mindest ebenso des Studiums wert wäre als es das Großstadtelend für die soziologisch geschulten deutschen Freistudenten ist. Die Grazer soziologische Gesellschaft mit ihren anregenden Vortragsabenden und ihrer im Universitätsverlag Leuschner und Lubensky erscheinenden, von hervorragenden Sozialpolitikern geschriebenen Broschürenfolge ist ein begrüßenswerter Anfang. Freilich fehlt die wichtigste Voraussetzung für die sozialpolitische Schulung des Studenten: die staatswissenschaftliche, von der juristischen unabhängige Fakultät nach reichsdeutschem Muster, die dem so wichtigen Studium der Volkswirtschaft erst die gebührende Stelle an der Universität und die Wirkung ins öffentliche Leben hinaus sicherstellt. Ich denke an die unvergeßlichen Stunden, die ich in dem mit Hörern aller Fakultäten dichtgefüllten Auditorium maximum der Münchener Uni-

versität in Lujo Brentanos Kolleg zugebracht und an die gerade für einen volkswirtschaftlichen Laien so belehrenden Diskussionen mit den Schülern des großen Katheder-sozialisten, Gespräche, wie ich sie an der heimischen Grazer Universität, wo man dem neuberufenen hervorragenden Nationalökonom Schumpeter wegen zu strenger Prüfungsforderungen sogar einen Skandal machte, nie erlebt hatte.

Ich habe ähnliche Anregungen nur mehr während der leider so kurzen Lehrtätigkeit Max Webers an der Wiener Universität genossen. Besitzt schon diese Universität so wenig Anziehungskraft, so sieht es mit den deutsch-österreichischen Provinzuniversitäten noch trauriger aus. Und doch wären in den Alpenstädten, die so viel Naturschönheit und Stille zu gesammelter Arbeit bieten, alle Voraussetzungen geschaffen. Es fehlte eben bis jetzt an Geld für geistige Dinge, und bevor da nicht eine gründliche Änderung eintritt, muß man den sonst so begrüßenswerten Neugründungen von Universitäten in den Alpenländern skeptisch gegenüberstehen. Am anziehendsten ist der Gedanke der Salzburger Universität. Grenzstädte haben immer eine besondere, beweglichere Seele. Im Elsaß hat die Hochspannung des alemannischen Geistes, gesteigert durch die Nähe Frankreichs, eine jahrhundertalte Tradition geschaffen, die sich um die Straßburger Universität gruppierte und in Herders und Goethes auf das geistige Erfassen der Landschaft gerichteten Bestrebungen gipfelte. Auch Salzburg hat immer, mehr als die übrigen Alpenstädte, einen übernationalen Zug, eine entschiedene europäische Tendenz gehabt. Ich denke an jenen Simon Rettenpacher, neben Balde der größte Renaissancedichter des 17. Jahrhunderts, der in Rom und Padua seine Seele mit dem Geist der orientalischen Sprachen und Altertümer füllte und von Kremsmünster aus, Türkisch und Persisch treibend, seine Stimme als weitschauender Kulturpolitiker erhob. Oder jener Sigmund Neukomm, Joseph und Michel Haydns Schüler, dessen

Künstlerlaufbahn durch ganz Europa und Amerika führte, der Freund und Begleiter Talleyrands, vertrautester Freund Cherubinis und Cuviers. Und Mozarts Werk wirkte ganz in diesem Sinne noch bis an die Schwelle des Krieges: Salzburg wurde die festliche Musikstadt Europas. Ein geistiges Zentrum an einem so glücklichen, von Tradition gesättigten Punkt kann sich den großen europäischen Strömungen gar nicht entziehen und mußte von bedeutendem geistigen und wirtschaftlichen Einfluß auf das alpenländische Hinterland sein. Eine Universität schafft geistige Bedürfnisse und wird auf die Ausgestaltung der Bibliotheken und der Verlage in ihrem Umkreis belebend wirken. Und wieder steht in Salzburg eine große Vergangenheit vor uns: reichen doch die Anfänge dieser ältesten Bibliothek der Donaulandschaft auf Arno, den ersten Erzbischof, zurück, der mit Alcuin und seiner Schule in regem Verkehr stand. Und seither wachsen unaufhörlich Bücherschätze zu, die Nachbarschaft der Mondseer Schreiberschule, späterhin auch andere alpenländische Miniaturen — ein prachtvolles Salzburger Missale besitzt die Wiener Hofbibliothek — wirkt auf den Bibliotheksbetrieb belebend. Und gerade in dem verhängnisvollen ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, da die Salzburger Bücherschätze nach Wien, Paris und München wanderten, wirkte Franz Michael Vierthaler an der Salzburger Hofbibliothek, der in seiner »Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung« ein kritisches Organ ersten Ranges schuf, das nur, wie alle alpenländischen literarischen Unternehmungen, recht kurzlebig war. In Salzburg hatte sich aber im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte eine Reihe bedeutsamer buchhändlerischer Unternehmungen entwickelt, die für die Geschichte des österreichischen Verlagswesens von großer Bedeutung sind. Wenn man ein Werk aus der Obererschen Offizin, etwa Ignaz v. Kürsingers Monographie des Lungaus in gediegenem Lederprachtband zur Hand nimmt, so bekommt man einen hohen Begriff von dem Stand des Salzburger Buchge-

werbes im 19. Jahrhundert. Und wenn man unter den Pränumeranten nicht nur die politische und geistige Elite des Landes, sondern auch einen Bräuer in Mauerkirchen, einen bürgerlichen Nagelschmiedmeister in St. Johann, einen bürgerlichen Metzger in Tamsweg und den Lenzenbauer in Wölting findet, so sieht man ein ganzes Land in reger Anteilnahme an den geistigen Erzeugnissen der Hauptstadt. Diesem Interesse müßte man heute durch eine gute, bodenständige Volksbücherei entgegenkommen, wie sie sich in der kärntischen „Karnisch-Julischen Feldebücherei“ zu entwickeln begann, deren Fortsetzung auf alpenländischer Basis unter strenger Sichtung sehr zu wünschen wäre. Die alpenländischen Verleger rühren sich: das altehrwürdige Haus Leykam in Graz sendet die »Freie Folge«, von den jungen Schriftstellern Julius Franz Schütz und Bruno Ertler begründet, in geschmackvoller Ausstattung hinaus — könnte sich ein solches Unternehmen nicht zu der stattlichen Höhe entwickeln, auf der wir die vortrefflichen »Schriften für Schweizer Art und Kunst« des Züricher Verlages Rascher sehen? Diese, das politische, wirtschaftliche und schöngeistige Leben der Schweiz gleichmäßig behandelnden Schriften sind in der schweizerischen Geistesgeschichte verankert: die »Neue helvetische Gesellschaft«, deren literarischer Ausdruck die Broschürenfolge ist, ist die geistige Nachfolgerin der alten »Helvetischen Gesellschaft« des 18. Jahrhunderts, der die stolzesten Namen der schweizerischen Kulturgeschichte, Hirzel, Geßner, Iselin angehören. In den deutschösterreichischen Alpenländern fehlt eine solche Tradition.

Wir hatten und haben heute noch keine geistigen Kreise, sondern höchstens einzelne, tapfere Persönlichkeiten, denen man nicht selten noch »von oben« das Leben sauer machte. Da war an der Grazer Universität ein obersteirischer Studiosus, der nicht weiter auffiel und Beamter am steirischen Landesmuseum wurde. Aber eines Tages entdeckte man, daß dieser treffliche Mann das schönste alpenländische Volks-

kundemuseum in jahrelangem, über das ganze Land reichendem Bemühen geschaffen. Am nordöstlichen Fuße des Grazer Schloßberges, kurz vor dem Paulustor, wo der schöne, weinbewachsene, von Pappeln begleitete Weg zur alten »Palmburg« abzweigt, führt eine kleine Stiege zwischen Fliedergesträuch zu einem unscheinbaren und wenig beachteten Kirchlein, das den Namen Antonikirche trägt. Neben der Kirche breitet sich rechts ein altes Klösterlein um einen behaglichen, grünen inneren Hof; es ist das einstige Kapuzinerkloster, das im Jahre 1600 zugleich mit der Kirche gegründet wurde. Es hat seit der Aufhebung des Klosters im Jahre 1788 recht traurigen Zwecken gedient: zunächst als »Tollhaus«, dann als Isolierhospital. Aber heute wandern wir in den freundlichen Räumen durch den ganzen Kreis steirischer Wohnungskultur, wir sehen die berühmte älteste »Rauchstube«, die Geräte des täglichen Lebens und endlich die rührenden, tiefkindlichen Gegenstände des bäuerlichen Glaubens, darunter hochinteressante Kostüme und Requisiten steirischer religiöser Volksschauspiele, die leider dank der verständnislosen Zensurverbote der Behörden fast völlig aus dem alpenländischen Leben verschwunden sind. Dr. Viktor v. Geramb, so heißt der Gründer und Vorstand dieses vorbildlichen Museums, hat sich aber damit nicht begnügt — er erweckte am liebsten die ganze altsteirische Vergangenheit zu neuem Leben. Zur Weihnachtszeit erklingen alljährlich im Antonikirchlein uralte Krippenlieder: Viktor v. Geramb und Viktor Zack haben sie zu neuem Leben erweckt. Und sie sandten diese »Heimatgrüße« nebst anderen altsteirischen Liedern den Landsleuten hinaus in den Schützengraben, wohin sie den Steirern und Kärntnern ein Stück Heimat brachten. Und heuer wurde das bedeutungsvolle erste Neujahr der jungen Republik mit dem uralten »Neujahr-Einblasen« feierlich vom Grazer Schloßbergturm aus begrüßt. Hier ist Vorbildliches geschehen, in langsamer Arbeit wird die im nüchternen Alltag verlorene Heimat Stück für Stück wieder erobert.

Jede Alpenprovinz müßte eine solche Zentrale haben, von der junge Leute nach allen Seiten ausströmen, die Zeugnisse heimatlicher Kunstübung sammelnd, die lebendige Pflege in Drama, Lied und Sage, in den handwerklichen und künstlerischen Betätigungen betreuend und befördernd. Das ist der schönste Bund zwischen Stadt und Land, zwischen dem Geist- und Naturmenschen. In Kärnten hat Dr. Georg Graber die schönen deutschen und slowenischen Sagen zu einem stattlichen Bande gesammelt und folkloristisch fesselnd eingeleitet, er hat auch die schönen alten Kärntner Oster- und Weihnachtsspiele gesammelt und träumt von einem kärntischen Oberammergau, das, älter und echter als dieses, das Reisepublikum in hellen Scharen nach Kärnten lockte.

War doch im ganzen Alpenvolke bis auf die jüngste Zeit der altbairische Spieltrieb lebendig: es lebt in den festlichen Umzügen des Lungauer »Samson« und der »Tafel-, Vogel- und Blumenperchten«, in den Laufener- und Oberndorfer Schifferspielen, im Gasteiner Paradeis-spiel, in den Halleiner und Saalfeldener Passionsspielen die naive Theaterfreude des Volkes, dessen metaphysisches Bedürfnis, abseits von den großen Bahnen der deutschen Mystik, diese Wege seit Jahrhunderten wandelte. Die österreichischen Behörden haben sich auch auf diesem Gebiete bemüht, die Eigenart des Volkes, sein naiv heidnisches Christentum, durch alberne Zensurverbote zu zerstören und haben es auch glücklich zuwege gebracht, daß die Bauern nicht mehr Theater spielen, sondern dafür in das gewiß nicht moralischere Kino gehen.

Das Theater der Alpenstädte hat leider noch nicht den Anschluß an die großen Bewegungen der europäischen Dramatik und Stilkunst gefunden: es fehlt auch an einer bodenständigen, jungen Generation, wie sie die Schweiz und vor allem Deutschland aufzuweisen haben. Was eine freilich von allen europäischen Strömungen durchflutete Alpenstadt wie Zürich mit verhältnismäßig bescheidenen Mitteln an bedeutenden Aufführungen leisten kann, das hat Direk-

tor Reuckers Gastspiel in Wien im vorigen Jahre bewiesen. Julius Grevenberg, der Gebieter der beiden Grazer Theater (Oper und Schauspielhaus), ist ein unternehmender Mann, der neuesten Literatur verständnisvoll zugeneigt. Man richtet sich meist nach Wien — aber man sollte auf diesem Gebiet der separatistischen Neigung fröhnen und Dinge bringen, die Wien, in dem die »neue Generation« heute noch ein Fremdling ist, nicht bringt. Aber diese neue Generation steht Einlaß begehrend vor der konservativsten Kunststätte des alten Österreich, dem Burgtheater, das sich von den tapferen Privatbühnen nicht beschämen lassen darf. Und die neue Direktion, vor allem Albert Heine, eine knorrige und doch künstlerisch bewegliche Persönlichkeit, erfüllt von europäischem Geiste, hat den entscheidenden Schritt getan: über das wiedereroberte Stildrama des Sophokles und reifen Goethe hinaus erwächst in organischem Bau der neue Stil, der nicht von heute auf morgen errafft, sondern von innen heraus erobert werden muß. Schon tauchen Claudel, Kaiser, Kornfeld am Horizont des Burgtheaters auf, aber die ganze neue europäische Jugend muß folgen. Denn in den Werken dieser Jugend ist mit tausend feurigen Zungen das demokratische Ideal verkündet worden, diese Dichter sind die Sturmvögel der siegreichen Revolution, die ersten tapferen Bekenner zum neuen europäischen Geiste. Dieser Geist wird auch vor den Städten der Alpenländer nicht haltmachen, ja gerade das Burgtheater mit seinem noch einzig dastehenden Ensemble hat die schöne Pflicht, durch Gesamtgastspiele diesen Geist ins alpenländische Hinterland zu tragen, die neuen Kräfte in seinen Bannkreis zu ziehen.

An heimischen Dramatikern ist freilich kein Überfluß, die alpenländischen Begabungen in den letzten Jahren strömten in der Lyrik aus. Da ist der unglückliche Georg Trakl aus Salzburg, dessen verschattete Kunst den frühen Tod des Dichters ahnen ließ. Erhard Buschbeck hat uns sein geistiges Bild gezeichnet. Einem alten Salzburger Bürger-

haus entstammend, »sieht er der Bürger Groll gegen das Leben, sieht die Heimlichkeit der Winkel, allen Zauber der Zurückgezogenheit . . . die Farben und der Geruch, alle Erscheinung ist stärker als die Dinge«. Er flieht das Leben des Alltags, ein Sebastian im Traum geht durch die träumende Stadt, ein Künstler von heißester Intensität, des Dichters Doppel-Ich, wie Johannes Kreisler E. T. A. Hoffmanns, Berglinger Wackenroders Ebenbild. »Seine Gedichte kamen aus dem Blut, aus der Sonne, aus der Kühle, aus dem Wein und aus der weltumfassenden Einheit und Stärke alles dessen in jedem Augenblick. Aber ihre Vollendung kam aus der Vollendung dieser alten Stadt. Ein zweites Mal seit Mozart warfen die Jahrhunderte gefundener und erdachter Schönheit einen Gipfel auf.« (Paul Stefan.) In den ersten Monaten des Weltkrieges ist er in der Festung Krakau gestorben. Albert Ehrenstein hat ihm einen ergreifenden Nekrolog geschrieben. Sein Name ist mit dem seines Biographen Buschbeck dauernd verknüpft, derselbst der Stadt des Paris Lodron und Wolf Dietrich in einem prachtvollen, aus dem Innern heraus expressionistisch gestalteten, im Verlag der »Neuen Jugend« (Berlin) vorbereiteten Roman »Wolf Dietrich« den Dank für künstlerische Anregung abgestattet hat. Es ist wundervoll, wie Erzbischof Wolf Dietrich aus der Region barocker Wünsche und Begierden in beschauende Einsamkeit gelenkt wird: der Weg aus der österreichischen Barocke in die Stille einer neuen Menschheit, Stiftermenschheit . . .

Zu Trakl gesellt sich als trüber Schicksalsgenosse Ernst Goll aus Südsteiermark. In den Gedichten dieses Frühvollendeten ist die schwermütige Anmut dieses gesegneten Landes wundervoll eingefangen. Er durfte, bevor er freiwillig von hinnen schied, sagen:

Die liebe Sonne glühte und versank:
Das ist der letzte Gruß der Mutter Erde.
Mein Leben war ein Schönheitslobgesang
Und einer Sehnsucht bittende Gebärde.

In ihm lebt das dionysische Lebensgefühl als Lebensüberschwang neben der Todessehnsucht:

Ich will die Kleider von den Gliedern streifen,
Nackt über die beschwerten Hänge gehen
Und nach der dunkelsten der Trauben greifen,
Die aus dem Gold- und roten Laube sehen.

Wir wollen aber gedenken, daß dieser junge Tote sich der köstlichen Gabe: Jugend, bewußt war, daß er den Königszug der Jugend geschildert hat:

Die Augen heiß, die Stirnen weinumlaut,
Und Fahnenwimpel über unserm Haupt.
So ziehn wir aus, den Sonnenweg entlang,
Und unser Lied ist Frühlingssturmgesang.

Ihm war es nicht mehr vergönnt, den Sonnenweg weiter zu wandeln, möge die alpenländische Jugend ihn im Lichte der neuen Freiheit zu schönerer Zukunft beschreiten.

Und diese Jugend wendet heute wie das gesamte deutsche Volk den Blick nach Weimar. Hier ist Deutschlands von einem merkantil gewordenen Geschlecht so lange verachtetes geistiges Heiligtum, der Blick tut sich auf über Europa. Hier hat Herder die Einheit der Menschheit geahnt, das heute zu Boden getretene Humanitätsideal in die Welt gerufen. Und Goethes europäische Sendung hat uns zuletzt Rudolf Pannwitz neu-lebendig vors Auge gerückt. Das stille Nietzsche-Haus erzählt von dem großen Europäer, den man mitten in der Leidenschaft des Krieges töricht genug für und gegen deutsches Wesen ausgespielt hat. Heute erst wieder sprechen diese Stimmen zu uns und sie reden zu uns Deutschen Österreichs dieselbe Sprache wie zu den Stämmen des Deutschen Reiches. Es gilt hier den Sinn der deutschen Revolution zu vollenden, die ein anderes bedeutet als die geistigen Revolutionen des Mittelalters, der Renaissance und der Reformation, ein anderes auch als die politischen Revolutionen der Neuzeit in England und Frankreich — es ist der Kampf um das soziale Recht und die Freiheit im wirtschaftlichen Leben der Völker. Es ist kein Zufall,

daß ein von sittlichen Ideen erfüllter Wirtschaftspolitiker Walter Rathenau, das Wort an Deutschlands Jugend gerichtet hat, ihr die Triebkräfte Europas klarlegend, die schrecklichen wirtschaftlichen und sittlichen Verwüstungen des Weltkriegs aufzeigend und über die trübe Vergangenheit und Gegenwart den Weg der Zukunftweisend: »Es gibt eine deutsche Sendung auf Erden. Sie ist nicht die Sendung des Militarismus, sie ist auch nicht die Sendung der Mechanisierung und der Technik, obwohl sie diese Nützlichkeiten nicht verschmäht, sie ist am wenigsten die Sendung der Weltherrschaft. Sie ist die Sendung, die sie immer war und immer sein wird: die Sendung des reinen, unbestechlichen, unbeirraren und unerbittlichen Geistes.« Der Jugend der ärmeren Alpenländer wird man heute nicht erst die Abkehr vom imperialistischen Gedanken feierlich verkünden müssen, aber sie wird gemeinsam mit der demokratischen Jugend des neuen Deutschland, in der Rathenaus Forderungen schon seit langem lebendig sind, an den Wiederaufbau des inneren und äußeren Lebens der Nation schreiten.

ANZEIGEN

A M A L T H E A = V E R L A G
Z Ü R I C H / L E I P Z I G / W I E N

Amalthea-Almanach

5.-10. Tausend

Soeben erscheint unser mit 23 Bildern geschmückter Almanach

ÖSTERREICHISCHE AUTOREN:

HERMANN BAHR: »Adalbert Stifter«, Eine Entdeckung /
HUGO VON HOFMANNSTHAL: »Die Rotonda des Palladio«,
»Ariadne« (Aus einem Brief an Richard Strauss) / HUGO THIMIG:
»Zwei unbekannte Hebbel-Briefe« / HELENE RICHTER: »Hedwig Bleibtreu« / AUGUSTE WILBRANDT-BAUDIUS (k. k. Hofschauspielerin): »Bei Laube«, »Laube und Baumeister«, »Vom alten Burgtheater«, »In der Theaterloge« / PETER ALTENBERG: »Verkehr« / KARL KOBALD: »Künstlerfrühling«, Gedichte / RICHARD DUSCHINSKY: »Arme Menschen« / Ferner Gedichte von ERICH FREIBERGER, LEO GRÜNSTEIN, A. J. KOENIG, L. W. ROCHOWANSKI, LEONHARD STEIN, BENNO GEIGER, HANNO WAGNER, JOSEF WINTER u. a. m. / KARL KOBALD: »Alt-Wiener Musikstätten« (Beethoven als Wohnungsmieter), mit Abbildungen / SHAKESPEARE: »Perikles von Tyrus« (Die Spelunkenszene), bearbeitet von K. F. Etlinger

SCHWEIZER AUTOREN:

ROBERT FAESI: »Rainer Maria Rilke« / MAX HOCHDORF: »Zum geistigen Bilde Gottfried Kellers« (zum 100. Geburtstage des Meisters, 19. Juli 1919) / JONAS FRÄNKEL: »J. V. Widmann« / Gedichte von GOTTFRIED KELLER, C. F. MEYER, NANNY VON ESCHER, HANS GANZ, ADOLF VÖGTLIN, C. W. STREIFF u. a. m. / HEINRICH STUDER: Szene aus »Waldmann« und ein Abschnitt aus »Die Geburt der Venus«

Kalendarium und Einband nach 14 Originalzeichnungen von Franz von Bayros / Die beiden Hebbel-Briefe in Faksimile / Preis eleg. kart. M. 2'80; eleg. geb. M. 4'50; signierte Luxusausgabe in Halbpergament ca. M. 30'—

In jeder besseren Buchhandlung vorrätig

